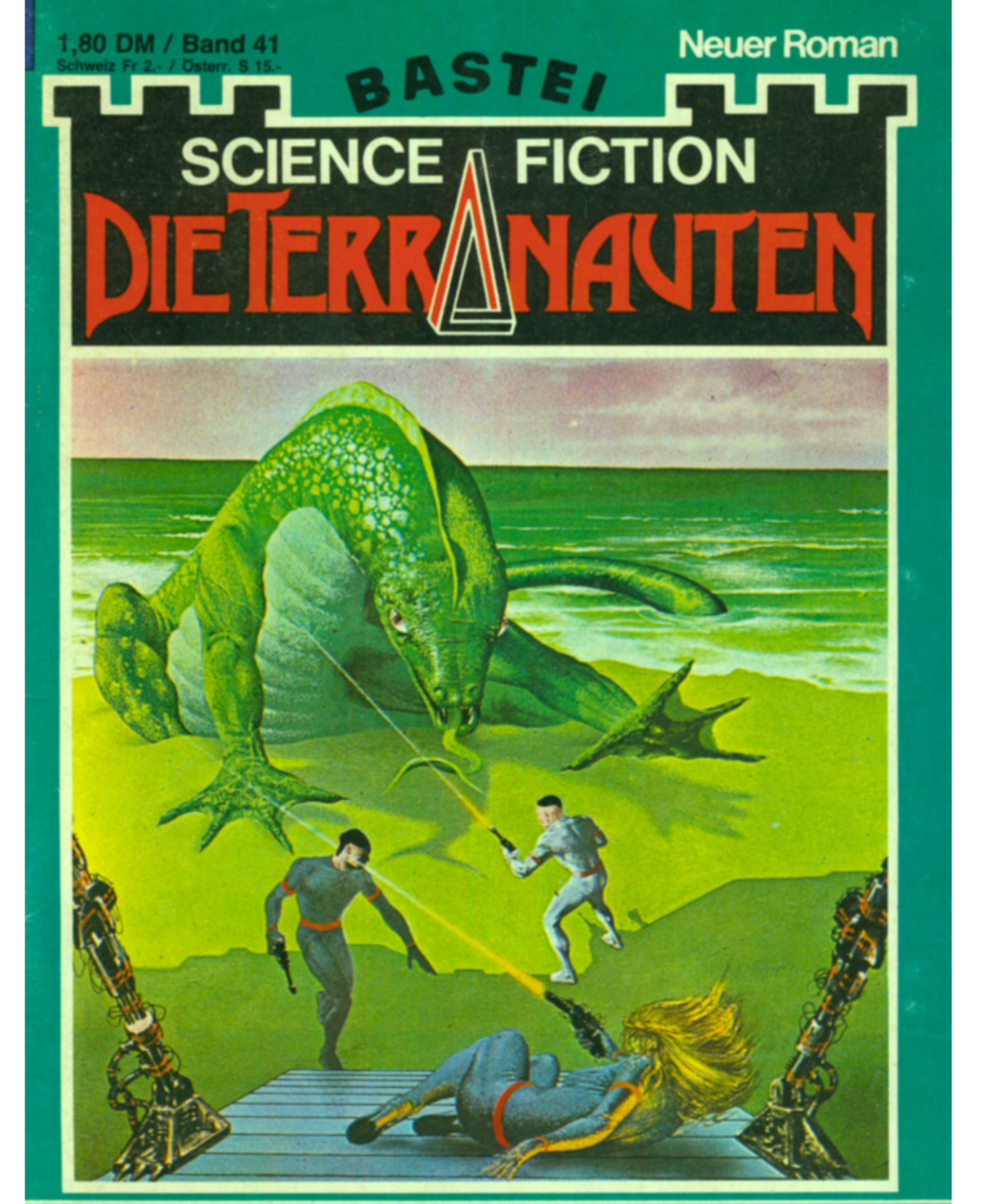


Der grüne Planet

Vier Terranauten auf Sarym, der Geheimwelt des Lordoberst

Belgien F 34 / Frankreich F 5,- / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 80



Vier Terranauten auf Sarym, der Geheimwelt des Lordoberst

Im Jahr 2501 befindet sich das Sternenreich der Menschheit in seiner bisher schwersten Krise, die durch die überhastete Umstellung der Raumfahrt auf die neuen Kaiserkraft-Schiffe ausgelöst wurde. Bisher hatten die Treiber, PSI-begabte Raumfahrer, die terranischen Sternenschiffe gelenkt. Als sie sich gegen ihre Ablösung durch die Kaiserkraft wehrten, verfolgte man sie gnadenlos und nahm den meisten von ihnen durch Gehirnoperation ihre PSI-Kraft.

Hinter der Kaiserkraft steht Lordoberst Max von Valdec, der Vorsitzende des über die Erde und ihre Kolonien herrschenden Konzils der Konzerne. Valdec will die von seinem eigenen Konzern entwickelte Raumfahrttechnik um jeden Preis durchsetzen, auch nachdem immer deutlicher wird, daß Kaiserkraft das kosmische Gleichgewicht gefährdet. Dazu kommen ständige Pannen auf den neuen Kaiserkraft-Schiffen, die zu ernsthaften Versorgungsschwierigkeiten auf abgelegeneren Kolonialwelten führen.

Aus den Reihen der von Valdec verfolgten Treiber hat sich die Widerstandsgruppe der Terranauten neu formiert. Die Terranauten kämpfen für eine Befreiung Terras vom Joch des Konzils und eine Rückkehr zur Treiberraumfahrt. Es gelang ihnen bereits, viele gefangene Treiber von den Strafplaneten des Konzils zu befreien und für einige Kolonialwelten die Unabhängigkeit von Terra zu erkämpfen. Als die Terranauten Hinweise erhalten, daß Valdec einige Treiber zu einer Geheimwelt schaffen ließ, um dort an ihren Gehirnen experimentieren zu lassen, wird ein Sonderkommando von vier Treibern losgeschickt, um die Position dieser Wert zu ermitteln. Die vier Terranauten schaffen es, die Geheimwelt, den Planeten Sarym, zu erreichen, indem sie sich freiwillig gefangennehmen lassen. Aber als auf ihrem Deportationsschiff der Bordcomputer verrückt spielt, verlieren sie den Kontakt zu einem Beobachtungsschiff der Terranauten, das ihnen heimlich folgen sollte. Noch schwieriger wird die Lage für das Sonderkommando nach der Landung auf Sarym. Die Sonne des Planeten unterdrückt jede PSI-Aktivität. DER GRÜNE PLANET hält die Terranauten in seinem Bann …

Die Personen der Handlung:

Lyda Mar – Die Terranautin entdeckt unbekannte Fähigkeiten an sich. Sie ist eine Mittlerin.

Suzanne Oh, Onnegart Vangralen und Ennerk Prime – Die drei anderen Mitglieder des auf Sarym festsitzenden Terranauten-Teams. Eine Frau und zwei Männer von sehr unterschiedlichem Temperament.

Damon Credock – Ein Mittler der Surinen – der auf Sarym angesiedelten Treiber.

»Es ist soweit«, sagte der Graue. »Raus mit euch!«

Lyda Mar fröstelte. Die Stimme des Gardisten war ohne jedes Interesse, völlig kalt.

Ein helles Klicken ertönte, dann begann sich das schwere Doppelschott vor ihnen in die Wandung zu schieben. Ein Schwall feuchtwarmer Luft schlug ihnen entgegen, der ihnen für einen Sekundenbruchteil den Atem nahm.

Einer der Gardisten trat einen Schritt vor und deutete mit seiner Waffe auffordernd auf die nach unten führende Rampe.

»Raus!« wiederholte er, und diesmal lag in seiner Stimme gleichzeitig eine unmißverständliche Warnung.

Deutlich war das Rauschen von Wasser zu hören, und die braunhaarige Narianerin, die hinter den drei anderen Terranauten Ennerk Prime, Onnegart Vangralen und Suzanne Oh stand, konnte einen Blick auf einen weißen Sandstrand werfen.

»Was soll das?« fragte Vangralen gefährlich leise und drehte sich wie in Zeitlupe zu den Grauen um. »Wo sind die anderen Gefangenen? Da draußen ist *nichts!«*

Der kommandierende Gardist lächelte andeutungsweise. »Für wie dumm haltet ihr Rebellen uns eigentlich? Glaubt ihr etwa, wir landen auf einem Gefängnisplaneten in unmittelbarer Nähe einer Sträflingssiedlung?« Er schüttelte den Kopf. »Wir wollen schließlich nicht, daß sich einige Verbannte bei dem lächerlichen Versuch, unseren Ringo zu kapern, blutige Köpfe holen. Wir möchten unser Raumschiff nicht schmutzig machen.«

Verdammter Zyniker, dachte Lyda angewidert.

Vangralen sah erneut hinaus, machte aber immer noch keine Anstalten, die Rampe zu betreten. »Und nun? Wo liegt die Siedlung? Wie weit ist sie weg?«

Offenbar gelang es ihm nicht, seine Wut ganz zu unterdrücken. Und den Gardisten entging dies nicht.

Einer der Grauen hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ihr werdet wohl suchen müssen. Und nun raus!«

Prime hatte die Lippen aufeinandergepreßt, so daß sie nur noch zwei blutleere Striche bildeten. Suzanne starrte blaß auf das, was nun ihre neue Heimat werden sollte. Vangralen aber verlor langsam die Beherrschung. Er ballte seine Hände zu Fäusten, und in seinem Gesicht mahlten die Muskeln.

Lyda konnte sich gut vorstellen, was jetzt in ihm vorging. Hatten sie den Ringo erst einmal verlassen, dann saßen sie fest. Endgültig. Ihr ganzer schöner Plan war gescheitert, von Anfang an. Und sie hatten

ihre PSI-Fähigkeiten verloren – durch eine bestimmte Strahlungskomponente der Sonne Norvo. Während des zwölfstündigen Fluges von Outpost, der Raumstation der Grauen Garden, die um den siebten Planeten des Norvo-Systems kreiste, hier nach Sarym, dem geheimen Gefängnisplaneten, hatten sie mehr als genug Zeit gehabt, um sich des Verlustes ihrer PSI-Begabung richtig bewußt zu werden. Und allen Konsequenzen, die sich daraus ergaben. Auch die Narianerin spürte Panik, aber es nützte nichts, jetzt die Nerven zu verlieren. Selbst zu viert hatten sie nicht die geringste Chance gegen die bewaffneten Gardisten, deren Ausbildung sie zudem zu lebenden Kampfmaschinen gemacht hatte. Und die Grauen schienen nur auf eine Provokation zu warten …

»Es hat keinen Zweck«, sagte Lyda rasch. »Du hast keine Chance gegen sie.«

Vangralen warf ihr einen wütenden Blick zu und war offenbar der Meinung, sie hätte ihm das Überraschungsmoment gestohlen und so seine geplante Aktion unmöglich gemacht. Aber in diesem Augenblick war ihr egal, was die anderen dachten. Ihr Tod hier in der Schleuse des Ringos wäre so nutzlos …

Ennerk Prime stieß einen derben Fluch aus, dann trat er auf die Rampe und schritt hinab. Die schwarzhaarige Suzanne folgte ihm sofort, blickte dabei aber unsicher zu Vangralen zurück, der noch immer die Hände zu Fäusten geballt hatte und die Grauen aus zusammengekniffenen Augen anstarrte.

»Nun komm schon«, sagte Lyda und trat ein paar Augenblicke später auf feinen weißen Sand. Hinter sich hörte sie das undeutliche Knurren Vangralens.

»Und jetzt nehmt die Beine in die Hände«, rief ihnen einer der Gardisten nach. »Wir starten sofort. Und unser Triebwerksstrahl ist heiß, sehr heiß.«

»Scheißkerl«, preßte Suzanne hervor. Mit einem dumpfen Knall schlug das Schott in die Dichtungen. Prime zuckte betont gleichmütig mit den Achseln.

»Was soll’s? Kommt, wir verschwinden.« Auch seinem Gesicht war die Resignation anzusehen, die sie alle ergriffen hatte.

Es gab nur eine Richtung, die sie einschlagen konnten. Hinter ihnen lag ein grünlich schimmerndes Meer, vor ihnen, einige hundert Meter entfernt, eine grüne, rund vier Meter hohe Wand aus Büschen, Bäumen, Ästen und Blättern. Während sie eilig dem ihnen unbekannten Vegetationsgürtel zustrebten, um schnell einen möglichst großen Sicherheitsabstand zwischen sich und den nun wieder

startenden Ringo zu legen, flossen wie im Zeitraffer die Erinnerungen an dem inneren Auge Lydas vorbei.

Sie lachte humorlos und dachte daran, wie es ihr gelungen war, Kontakt zu dem durch eine Mutation entstandenen Eigenbewußtsein des Weltraum-II-Leitcomputers an Bord des Kurierschiffes aufzunehmen, wie plötzlich die Idee in ihr entstanden war, psionisch einen zeitlich befristeten Rückkehrbefehl zu verankern. Es war gelungen. Nach vier Wochen würde das Kurierschiff ins Norvo-System zurückkehren – aber dann war niemand da, der auf geistigem Wege eine Verbindung mit dem Eigenbewußtsein des Computers herstellen konnte. Die Sonne Norvo machte mit ihrer unbekannten Strahlung bis zur Bahnhöhe des siebten Planeten jede PSI-Aktivität unmöglich. Sie saßen fest!

»He, was ist das denn?«

Lyda drehte sich und runzelte die Stirn. Suzanne war etwas zurückgefallen, kniete jetzt im Sand und starrte auf irgend etwas in der Nähe ihres rechten Fußes.

»Was soll das?« brummte Prime und winkte. »Verschwinde da. Die grauen Killer können jeden Augenblick starten …«

Die Schwarzhaarige machte einen hilflosen Eindruck und warf einen nervösen Blick über ihre Schulter in Richtung des Raumschiffes, dessen Triebwerke jetzt wieder hörbar anliefen.

»Ich … Ich kann nicht.« Ihre Stimme klang so, als könne sie es selbst nicht fassen. »Etwas … hält mich fest.«

Sie versuchte aufzustehen, aber sie fiel sofort zur Seite. Jetzt zeigte sich plötzlich Angst auf ihrem Gesicht.

»Verdammt!« schrie sie. »Helft mir doch, und steht nicht einfach so herum.«

Sie zerrte mit aller Kraft an ihrem Fuß, aber der schien sich nicht einen Zentimeter zu rühren. Lyda rann ein kalter Schauer den Rücken hinab. Wenn der Ringo jetzt abhob …

Prime hatte offenbar den gleichen Gedanken. Für einen Augenblick stand er wie erstarrt, dann stürmte er vorwärts. Lyda und Vangralen folgten ihm.

Suzannes Gesicht war vor Anstrengung rot angelaufen.

»Ich kann den Fuß … einfach nicht bewegen«, kam es stoßweise von ihren Lippen.

»Nur ruhig«, brummte Prime und warf einen raschen Blick in Richtung des Ringos, dessen Triebwerke dumpf dröhnten, umfaßte dann mit beiden Händen die Wade der Schwarzhaarigen. Suzanne stieß einen spitzen Schmerzensschrei aus.

»Das gibt’s doch nicht.«

Ihr rechter Fuß war gute fünfzehn Zentimeter in den Sand eingesunken – aber dort mußte es etwas geben, was ihn unverrückbar festhielt.

Lyda brach der kalte Schweiß aus. Es konnte sich nur noch um Sekunden handeln, bis der Ringo der Grauen abhob und auf dem flammenden Triebwerksstrahl in den Himmel raste. Die dabei frei werdenden Gewalten würden ausreichen, um nichts weiter als Asche von ihnen übrigzulassen.

Prime versuchte es erneut, aber das einzige Ergebnis waren einige schmerzhafte blaue Flecke an Suzannes Wade.

Vangralen wirbelte von einem Augenblick zum anderen herum und rannte auf das vibrierende Metall des Raumschiffes zu. Mit beiden Fäusten hämmerte er gegen die Schleuse.

»Ihr dürft jetzt nicht starten!« brüllte er. »Ihr bringt uns um.«

Die Gardisten gaben durch nichts zu erkennen, daß sie ihn verstanden hatten. Das dumpfe Dröhnen der anlaufenden Triebwerke gewann rasch an Intensität.

»Entweder sie haben alle Außensensoren abgeschaltet, oder …«

Prime fluchte erneut und verdoppelte dann seine Anstrengungen. Suzanne war der Panik nahe. Immer wieder drehte sie sich um und starrte aus geweiteten Augen den Ringo an. Lyda schaufelte unterdessen, so schnell sie konnte, den den Fuß umgebenden Sand beiseite. Wo eine Wirkung war, mußte auch eine Ursache sein.

»Das ist es«, stellte sie fest und deutete auf einen ockerfarbenen, offenbar pflanzlichen Strang, der sich wie eine Schlinge um den Stiefel Suzanne gelegt hatte. Prime reagierte sofort. Er gab seine Bemühungen, die Schwarzhaarige mit purer Kraft aus dieser Todesfalle zu befreien, auf und konzentrierte sich statt dessen auf den faserigen Strang. Schweißperlen glänzten auf seiner Stirn, als er versuchte, die Schlinge zu erweitern.

»Wie festgenietet«, stöhnte er und stieß pfeifend die Luft aus. Wieder ein rascher Blick zum Ringo. »Verdammt! Die Burschen starten tatsächlich.«

»Tut doch endlich was!« Suzannes Antlitz war nur noch eine einzige, Entsetzen ausdrückende Grimasse.

Lyda half, so gut sie konnte, aber der Strang bewegte sich nicht einen einzigen Millimeter. Und das Dröhnen wurde immer lauter.

»He!«

Prime war zurückgezuckt, riß die Augen weit auf und deutete dann auf einen winzigen, knospenähnlichen Vorsprung.

»Es hat sich bewegt!« schrie Suzanne und zerrte wie wild an ihrem Fuß. »Es hat sich bewegt.«

»Als ich diese … Knospe berührte«, entgegnete der Sechzigjährige auf die unausgesprochene Frage. Er zögerte einen Moment, dann packte er mit der rechten Hand erneut die Wade Suzannes und zielte mit dem linken Zeigefinger auf die Knospe.

Lyda schreckte in einem Reflex zurück, als ein konvulsivisches Zucken durch den Strang lief. Prime schien genau darauf gewartet zu haben. Im gleichen Augenblick, als sich der Pflanzenausläufer bewegte, riß er mit aller Kraft an Suzannes gefangenem Fuß. Er mißachtete die Schmerzensschreie, grub seinen Fingernagel tief in den knospenartigen Vorsprung hinein – und plötzlich war Suzanne frei.

Die Schrecksekunde währte nur kurz. Die Schwarzhaarige überwand den Schock schnell; sie sprang auf die Beine und lief los, die Angst im Nacken.

»Onnegart!« Prime winkte, wartete nicht ab und stürmte ebenfalls los.

Das Dröhnen war inzwischen zu einem infernalischen Donnern angewachsen; es klang wie ein Vulkan, der unmittelbar vor dem Ausbruch stand. Die grüne Wand des Vegetationsgürtels schien vor ihnen in die Höhe zu wachsen. Aber der Abstand zu den anlaufenden Triebwerken war viel zu gering. Wenn der Ringo in diesem Moment …

Hinter ihnen schien die Hölle loszubrechen. Unvermittelt wurde das Donnern zu einem ohrenbetäubenden Etwas, das alles andere unwichtig werden ließ, einfach beiseite wischte. Ein Glutorkan fegte über sie hinweg, viel schlimmer noch als der, den die Explosion des Materiallagers der Grauen auf Naria ausgelöst hatte. Für den Bruchteil einer Sekunde mußte Lyda daran denken, daß mit diesem Anschlag, mit dieser Glutwelle alles begonnen hatte. Sollte das Ende auch eine Glutwelle sein …?

Sie war nicht mehr fähig, diesen Gedanken zu Ende zu führen. Die unvorstellbare Hitze nahm ihr den, Atem, irgend etwas riß die Beine unter ihr hinweg. Sie stürzte in den Sand, fühlte, wie der Orkan an ihren Gliedern zerrte. In einem Reflex verbarg sie ihren Kopf schützend unter den angewinkelten Armen.

*

Hunger.

Diese eine Empfindung war allesbeherrschend. Der Hunger pochte in dem primitiven, instinktgesteuerten Hirn; der Hunger war ständiger

Begleiter der langen Reise von zweitausendfünfhundert Kilometern über das Meer, das die südliche von der nördlichen Landmasse trennte. Der Hunger rumorte als kaum noch zu ertragender Schmerz in den Eingeweiden. Der Hunger war einzige Motivation.

Plötzlich war da Widerstand unter den sechs riesigen, krallenbewehrten Tatzen, nachgebend noch, aber rasch stabiler werdend. Land. Und Land bedeutete Nahrung!

Diese Feststellung aktivierte letzte Energiereserven. Irgend etwas drängte den Hunger zurück, schuf Platz für Neuorientierung und so etwas wie primitive Planung.

Das Spüren von naher Gefahr ließ das Wesen stocken. Aber sofort wurde der Hunger wieder zum stärksten Antriebselement, und die sechs muskulösen Beine wühlten sich tief durch zähen, widerspenstigen Schlamm.

Dröhnen, etwas, was noch nie wahrgenommen worden war, dann Hitze. Unvorstellbare Hitze, die das Wasser schier zum Kochen brachte.

Ein Reflex sorgte dafür, daß sich das Wesen in den zwar zähen, aber kühlenden Schlamm eingrub und erst nach einer gewissen Zeit wieder zum Vorschein kam.

Von unbändigem Hunger angetrieben, aber von instinktbefohlener Vorsicht zurückgehalten, orientierte sich das Wesen. Und diesmal entdeckte es etwas, das Sehnen und Muskeln erneut aktivierte.

Da war eine Witterung.

Eine Witterung von etwas Lebendem.

Nahrung …

*

Etwas berührte sie an der Schulter, und Lyda Mar zuckte unwillkürlich zusammen.

»Nur ruhig«, sagte Prime leise. »Es ist alles vorbei.«

Erst jetzt merkte sie, daß sie ihre Hände tief in den nachgebenden Sand gegraben hatte. Erschrocken sprang sie auf, als sie sich an den Wurzelstrang erinnerte, der Suzanne fast zum Verhängnis geworden wäre. Ihr Rücken fühlte sich an, als hätte ihr jemand die Haut abgezogen, aber sie ignorierte den Schmerz und starrte dorthin, wo sich noch vor wenigen Augenblicken das Raumschiff befunden hatte. Jetzt zeugte nur noch schimmernder, geschmolzener Sand von den Gewalten, die dort getobt hatten.

Sie atmete tief durch.

»Und jetzt?« fragte Suzanne und schluckte. »Wohin? Wir wissen nicht einmal, welche Richtung wir einschlagen sollen …«

Vangralen fluchte unbeherrscht.

»Es ist ohnehin alles vorbei. Hier kommen wir nie wieder weg!«

Über das Gesicht der jungen Treiberin huschte deutliches Entsetzen, als sie sich ihrer Lage bewußt wurde. Schon an Bord des Kurierschiffes hatte sie sich in einem PSI-Bild als Greisin auf einer urweltlichen Welt gesehen. Sollte sie tatsächlich recht behalten?

»Wir leben noch«, stellte Prime entschlossen fest.

»Aber wie lange noch?« entgegnete Vangralen resigniert. »Sarym ist für uns ein Buch mit sieben Siegeln. Wir wissen nichts, gar nichts. Nicht einmal, wo sich die nächste Siedlung der anderen Deportierten befindet. Und wenn wir nicht bald auf Menschen treffen, die sich hier auskennen, dann können wir uns gleich unser Grab schaufeln. Sarym scheint ein Dschungelplanet zu sein, mit Gefahren, die ich mir nicht einmal vorstellen möchte.«

Als wenn das das Stichwort gewesen wäre, ertönte hinter ihnen ein grauenerregendes, heiseres Brüllen. Sie fuhren herum.

Das Meer hatte sich inzwischen zurückgezogen, ein gutes Dutzend Meter, und in den prielartigen Vertiefungen im Schlamm strömte das Wasser immer noch meerwärts. Dicht über dem Horizont stand eine häßliche Fratze: der Riesenplanet Arioch, der mit Sarym um einen gemeinsamen Schwerpunkt kreiste und der aus dieser Entfernung wie eine etwa acht Zentimeter durchmessende Scheibe wirkte. Aber das war es nicht, was der Narianerin einen kalten Schauer den Rücken hinabjagte. Es war ein zur Realität gewordener Alptraum, der auf sechs muskelbepackten Beinen aus dem Wasser auf sie zuraste. Das Tier war wenigstens zehn Meter lang.

Mehrere Tonnen Angriffslust und pure Wut stürmten ihnen entgegen. Der dicke, schuppige Panzer glänzte im Licht der Sonne, und große, unergründliche Augen blickten ihnen aus einem riesigen Eidechsenkopf starr entgegen. Wieder stieß die Panzerechse einen brüllenden Schrei aus und entblößte dabei mehrere Reihen von Reißzähnen.

Lyda wollte herumwirbeln, laufen, nur weg, gleichgültig, in welche Richtung. Aber sie konnte sich nicht vom starren Blick des Ungeheuers lösen. Alles schien wie in Zeitlupe zu geschehen.

»Sie hat es auf uns abgesehen!« kam es von Primes Lippen, und es klang wie eine geradezu sensationelle und überraschende Feststellung. »Vielleicht hält uns dieses … Ding für einen besonders leckeren Happen.«

Lyda legte keinen Wert darauf, Gewißheit über diesen Punkt zu erlangen.

Das Raubtier hatte inzwischen festeren Untergrund erreicht, der durch die beginnende Ebbe freigelegt worden war. Der Körper sank stellenweise tief in den zähen Schlick, der breite, ebenfalls mit Schuppen bedeckte Schwanz peitschte zornig. Aber unaufhaltsam wühlten drei Beinpaare durch den Schlamm, warfen den Körper immer wieder vorwärts. Jetzt brüllte die Echse fast unaufhörlich.

Ennerk Prime schluckte hörbar, dann warf er sich plötzlich herum und stürmte dem Vegetationsgürtel entgegen, der nicht mehr allzu fern war. Lyda und die anderen rannten hinter ihm her.

»Schneller!« rief Prime und winkte. »Um Himmels willen, beeilt euch!«

Gummiartige Äste, Zweige und Blätter peitschten gegen ihr Gesicht, als Lyda den Waldrand erreichte. Sie achtete nicht darauf. Das Blut pochte hart in ihren Schläfen, und ihr Atem ging stoßweise. Nur undeutlich hörte sie das Keuchen von Suzanne und Onnegart; vor ihr war nichts als Grün. Der Untergrund war schlüpfrig und nachgiebig. Den Boden bedeckte ein moosähnliches Gewächs, das schwammig wirkte und bei jedem Schritt ein unterdrücktes Schmatzen von sich gab. Ihre Stiefel sanken mehrere Zentimeter ein, und sie hatte Mühe, nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

In das heisere Brüllen, das sie verfolgte, mischten sich jetzt ein Reißen und Krachen. Offenbar hatte die Echse ebenfalls den Vegetationsgürtel erreicht, und ihr riesiger Körper schlug eine Bresche in die Wand aus Pflanzen.

Nur kurz dachte sie daran, daß dem Raubtier hier seine überlegenen Kräfte nichts mehr nützten. Der Wald wirkte wie eine natürliche Bremse für ein Lebewesen von der Größe einer Panzerechse. Je schneller sie sich bewegte, um so mehr Widerstand setzten Bäume und Büsche ihrem Vordringen entgegen.

Lyda orientierte sich nur aufgrund der schmalen Schneise, die Ennerk Prime hinterließ. Der Wald wirkte wie eine Klimaanlage; es war hier erheblich kühler als auf dem Strand, aber der Schweiß brach ihr trotzdem aus allen Poren. Die Angst trieb sie vorwärts. Sie waren noch keine Stunde auf Sarym und taumelten von einer Gefahr zur anderen. Erst als Prime sie festhielt und ihr irgend etwas ins Ohr schrie, nahm sie ihre Umgebung wieder wahr.

»Das Ding verfolgt uns nicht mehr«, keuchte Prime. »Horch.«

Immer noch fühlte die Narianerin den Drang in sich, nur fortzulaufen, immer weiter, bis die Beine sie nicht mehr trugen. Fast

widerwillig legte sie den Kopf auf die Seite. Tatsächlich. Das Knacken und Bersten waren verstummt. Eine seltsame, beinahe bedrohlich wirkende Stille hüllte sie ein. Keuchend kamen die beiden anderen Terranauten näher.

»Was ist?« fragte Vangralen stockend und mit weit aufgerissenen Augen.

Prime zuckte mit den Achseln. »Ich hab' keine Ahnung. Vielleicht hat die Echse ein ansprechenderes Menü gefunden …«

Suzanne schluckte und sah sich unsicher um. Stille. Sekundenlang sagte niemand ein Wort. Prime gab sich einen inneren Ruck und machte sich dann daran, dorthin zurückzukehren, woher sie gekommen waren.

»Bist du verrückt geworden?« erkundigte sich Suzanne eine Spur zu schrill. »Ich bin froh, daß das Ding fort ist.«

»Alles, was hier vorgeht, ist für uns von größter Bedeutung«, gab der sechzigjährige Treiber barsch zurück. »Ich will wissen, warum uns die Echse nicht weiterverfolgt hat.« Prime hatte so etwas wie eine Führerrolle übernommen, die von den anderen in Gefahrensituationen akzeptiert wurde. Doch nun war die unmittelbare Gefahr vorbei.

In diesem Augenblick ertönte das Brüllen erneut. Lyda wandte sich zur Flucht, überlegte es sich dann aber noch einmal anders, als sie erkannt hatte, daß der Laut aus der Ferne gekommen war und ihnen keine unmittelbare Gefahr drohte. Und der Schrei der Echse hatte irgendwie anders geklungen.

Prime hob die Augenbrauen und sah sie fragend an. »Kommt ihr mit?«

Er wartete keine Antwort ab, sondern setzte sich in Bewegung. Seine drei Gefährten sahen sich zweifelnd an, dann folgten sie ihm langsam, jederzeit zur Flucht bereit. Das Brüllen wiederholte sich noch zweimal, aber es wurde mehr und mehr zu einem undeutlichen Röcheln.

Sie folgten weiter der bei ihrer Flucht entstandenen Schneise – und dann blieb Prime plötzlich wie angewurzelt stehen. Lyda stöhnte vor Entsetzen auf.

Nicht weit vor ihnen, nur ungefähr zehn Meter entfernt, lag der Alptraum am Boden. Der gewaltige Rachen der Echse war halb geöffnet, die Zahnreihen funkelten ihnen böse entgegen. Stinkender Schleim tropfte auf den Boden, sechs muskulöse, kurze Beine, die in klauenbewehrten Tatzen endeten, zuckten durch die Luft, gruben tiefe Furchen in das Schwamm-Moos und den Boden. Der Schwanz peitschte.

Lydas erster Impuls war es, wieder herumzuwirbeln und die Beine in die Hand zu nehmen, nur weg von dieser Bestie, doch dann erkannte sie, daß ihnen keine Gefahr mehr drohte.

»Die Panzerechse ist am Ende«, erklärte Prime. »Sie ist aus dem Meer gekommen – wie so ein Wesen schwimmen kann, ist mir ein Rätsel – und hat sich sofort der erstbesten Nahrung zugewandt, die sie gewittert hat: uns. Wir sind dann in den Wald geflohen, und unsere Verfolgung war der Echse offenbar zu umständlich. Ihr Hunger muß so groß gewesen sein, daß sie über die Pflanzen hergefallen ist.«

Er deutete auf die Pflanzenreste, die noch aus dem geöffneten Rachen ragten.

»Das Ergebnis seht ihr. Sie stirbt. Das grüne Zeug hat sie umgebracht!«

Vangralen stieß ein kurzes Lachen aus, das seinen Dank für diesen glücklichen Umstand zum Ausdruck brachte. Prime schüttelte ernst den Kopf und wandte seinen Blick von dem sterbenden Riesen ab.

»Das ist alles andere als Glück, Onnegart. Wenn wir irgend etwas pflanzliches zu uns nehmen, werden wir wahrscheinlich genauso sterben wie diese Echse. Das Zeug muß enorm giftig sein, wenn ein so großes Tier daran in so kurzer Zeit verendet.« Er sah sie alle an. »Versteht ihr? Und wir haben kein Wasser und nicht einen einzigen Nahrungswürfel …«

*

Lyda Mar hatte das sichere Gefühl, nicht einen Schritt mehr laufen zu können, und dennoch taumelte sie immer weiter vorwärts. Der Untergrund war trügerisch; das Schwamm-Moos war an manchen Stellen dicker als an anderen, und das führte dazu, daß sie immer wieder stolperte. Die Knöchel schmerzten infolge der Überbeanspruchung, aber sie sagte kein Wort. Den anderen konnte es nicht anders ergehen, und die beschwerten sich ebenfalls nicht. Hunger und Durst wüteten in ihren Eingeweiden, aber jedesmal, wenn sie eine verlockende Frucht sah, rief sie sich das Bild der verendenden Echse ins Gedächtnis zurück.

Die Pflanzen waren tödlich.

Und das Gift, das sie enthielten, wirkte rasch, ungeheuer rasch. Die Panzerechse war während ihrer Mahlzeit gestorben. Zwar war es durchaus denkbar, daß das Gift auf den menschlichen Metabolismus nicht ansprach, aber auf einen entsprechenden Versuch wollten sie es nicht ankommen lassen – zumindest so lange nicht, wie Hunger und

Durst noch erträglich waren. Irgendwann mußten sie Nahrung zu sich nehmen, das war ihnen klar, aber sie zögerten die Entscheidung hinaus. Menschen! Sie mußten unbedingt die anderen Verbannten finden, sonst konnten sie die nächsten Tage nicht überleben. Entweder fielen sie irgendeiner Bestie zum Opfer, oder sie vergifteten sich.

»Wenn wir unsere PSI-Fähigkeiten noch hätten«, sagte Suzanne halblaut, »dann könnte uns hier nichts überraschen. Zumindest nichts, was denkt – und nur das kann uns gefährlich werden.«

Lyda war nicht ganz ihrer Meinung, aber sie nickte. Plötzlich stieg eine Kindheitserinnerung in ihr hoch. Einmal war sie für einige Stunden in einem völlig dunklen Raum eingesperrt gewesen. Das Fehlen jeder Möglichkeit, sich mit den Augen zu orientieren, hatte in ihr eine kreatürliche Angst geschürt. Von einem dunklen Zimmer drohte normalerweise keine Gefahr, von einem unbekannten Planeten schon. Und der Verlust ihrer besonderen Fähigkeit ließ in ihr eine ähnliche Angst entstehen. Zwar war sie nie in der Lage gewesen, sich telepathisch zu verständigen, aber sie hatte Schwingungen aufnehmen können. Und dieser PSI-Sinn war weitaus effizienter, als es eine optische Orientierung sein konnte. Jetzt aber waren sie alle in dieser Beziehung »blind«.

»Wir werden auch so zurechtkommen.« Ennerk Prime strahlte Optimismus aus. Aber warum stehe ich immer außerhalb? dachte Lyda mit einer Spur von Neid. Sie hatte das Gefühl, irgendwo im Abseits zu stehen, jetzt noch deutlicher als während des Aufenthalts auf Naria. Machten die anderen sie für das Scheitern ihres Vorhabens verantwortlich? Nein, das konnte es nicht sein, das ergab keinen Sinn. Vielleicht lag es auch nur daran, daß Prime und Vangralen schon vor ihrem gemeinsamen Einsatz jeder für sich um die Gunst Suzanne Ohs gerungen hatten. Prime hatte Suzanne sogar nach dem gemeinsam von den beiden verübten PSI-Attentat gegen das Konzil sehr nahegestanden. Aber die beiden hatten sich dann wieder entfremdet. Lyda wußte selbst, daß sie im Vergleich zu Suzanne nicht sonderlich gut abschnitt, zumindest was Attraktivität anging. Außerdem war sie vom Wesen her stiller als die Schwarzhaarige, stiller und unsicherer. Sie war nicht neidisch auf Suzanne, wußte jedoch, daß sie einen Teil ihres Selbstbewußtseins gut hätte brauchen können.

Lyda drängte diese Gedanken fast gewaltsam zur Seite und richtete ihr Interesse auf ihre Umgebung. Alles war grün; auf Sarym schienen andere Farben gar nicht zu existieren, nur Grün in den verschiedensten Abstufungen. Die Pflanzen erreichten kaum eine Höhe von mehr als vier Metern.

Das war untypisch für Dschungelplaneten. Dort ragte das Leben bis in eine Höhe von mehreren hundert Metern, zumindest auf den Urwelten, die die Narianerin kennengelernt hatte. Noch etwas anderes fiel ihr auf. Die Grundformen aller Pflanzen, die sie bisher gesehen hatte, waren kugelig. Sie wirkten wie abgeschliffen; es gab keine Kanten, keine Borke; alles verlief in geschwungenen Formen, wie von unbekannten Künstlern geschaffene Plastiken. Und alles war grün, selbst Stämme, Äste und Zweige. Dennoch war bei manchen der größeren Gewächse eine gewisse Ähnlichkeit mit Lyda bekannten Bäumen nicht zu leugnen, zumindest, was den ersten, oberflächlichen Eindruck betraf.

Sie waren landeinwärts marschiert, wie lange, wußten sie selbst nicht. Die Sonne hatte sich bereits dem Horizont genähert; die Nacht konnte nicht mehr lange auf sich warten lassen. Und eigentlich hatte Lyda davor am meisten Angst: vor der Dunkelheit, die alles vor ihnen verbarg, auch die tödlichsten Gefahren. Vielleicht würden sie schon den nächsten Morgen nicht mehr erleben.

Leise rauschte der Wind über ihnen. Gummiblätter berührten Gummiblätter; Gummiäste schlugen sanft gegen Gummizweige. Alles auf diesem seltsamen grünen Planeten schien weich und elastisch zu sein.

Lyda mußte trotz der Erschöpfung unwillkürlich lächeln, als sie erneut ihre seltsame Umgebung betrachtete. Die Ansicht, daß sie sich auf einem urweltlichen Planeten befanden, einer Dschungelwelt, mußte eigentlich revidiert werden. Eher machte ihre bizarre Umgebung den Eindruck auf sie, als befänden sie sich in einem gigantischen Park, angelegt von Unbekannten, die ihn dann vernachlässigt oder gar vergessen hatten. Es existierte eine nicht definierbare Ordnung in dem sie umgebenden Grün, eine Ordnung, die aber auch Gefahren für sie barg. Lyda hatte den Wurzelstrang und die Panzerechse noch recht gut im Gedächtnis …

Die Pflanzen, ganz gleich, welche Form und Größe, wirkten irgendwie, als beständen sie durch und durch aus Gummi. Holz gab es jedenfalls nicht. Alles war ein einziger, riesiger Schwamm. Die Fähigkeit, Flüssigkeit zu speichern, gehörte hier zur Grundausstattung jedes Lebewesens. Nein, verbesserte sich Lyda sofort in Gedanken. Was die Tiere anbelangte, so konnte eine solche Feststellung noch nicht getroffen werden.

Plötzlich prallte Lyda gegen den breiten Rücken Ennerk Primes, und das riß sie aus ihren Gedanken. Sie wollte etwas sagen, doch der Sechzigjährige schnitt ihr mit einer raschen Handbewegung das Wort

ab. Nichts.

»Da war etwas ...«, flüsterte Prime und deutete in das Grün vor ihnen.

»Was?«

Er zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es nicht ...«

Seine Stimme klang düster, und die Narianerin spürte, wie sich alles in ihr anspannte. Ihr Blick huschte nervös umher, aber sie konnte nichts entdecken.

Da wiederholte sich das Geräusch, und diesmal rann ihr ein eiskalter Schauer den Rücken hinab.

*

Lyda preßte hart die Lippen aufeinander. Aus den Augenwinkeln sah sie, daß sich die Haltung Vangralens versteifte. Suzanne Oh war merklich blasser geworden.

Das zirpende Quieken wiederholte sich erneut. Es klang vollkommen fremdartig. Lyda hatte nie etwas Ähnliches gehört. Und doch brachte etwas in ihr es sofort mit einer neuen Gefahr in Verbindung ...

»Tiere?« fragte Vangralen leise.

Prime zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es nicht. Es hört sich seltsam an ...«

Die Narianerin erschauerte. Vergessen war die Müdigkeit in ihren Gliedern, und fast widerwillig folgten sie und die anderen Terranauten Prime, der sich mehrmals orientierte und dann die Richtung einschlug, aus der das Zirpen zu ihnen herüberdrang.

Nach wenigen Minuten konnten sie es mit eigenen Augen sehen. Vor ihnen befanden sich noch einige niedrige, aber dichte Büsche; direkt daran schloß sich eine kleine Lichtung an, auf der es von skurrilem Leben wimmelte. Kleine Tiere, die wie die Pflanzen ebenfalls aus Gummi zu bestehen schienen und die eine gewisse Ähnlichkeit mit etwa zwanzig Zentimeter langen Raupen hatten, sich aber auf sechs Beinen fortbewegten, huschten hin und her, so schnell, daß das Auge ihnen kaum zu folgen vermochte. Ein großer Teil von ihnen nagte an grünen, klumpenartigen Gebilden, die über die Lichtung verstreut waren.

Lyda fiel ein Stein vom Herzen. Die fremden Lebewesen erweckten nicht den Eindruck, als drohe ihnen hier Gefahr.

»Sie sehen zwar possierlich aus«, warnte Prime eindringlich, »aber wir wissen nicht, ob sie uns nicht doch gefährlich werden können.«

Lyda erhob sich, um mehr sehen zu können. Sie beugte sich vor – und dabei knickte ihr linker Fuß zur Seite. Das Schwamm-Moos gab ein nachdrückliches Schmatzen von sich. Lyda konnte ihr Gleichgewicht nicht mehr halten, stöhnte erschrocken und fiel dann der Länge nach in das Grün vor ihr. Das Reißen und Rascheln, das sie damit verursachte, erschien ihr wie ein donnerndes Getöse. Von der nahen Lichtung drang ein vielstimmiges Quieken, dann war alles still.

Mühsam befreite sich die Narianerin aus den Blättern und Zweigen, wischte sich mit dem Handrücken die grüne Flüssigkeit aus dem Gesicht, mit der sie überschüttet worden war, und sah zur Lichtung hinüber.

»Sie sind weg«, stellte sie kleinlaut, aber gleichzeitig beruhigt fest.

»Verdammt, Lyda! Du solltest wirklich vorsichtiger sein«, raunte Prime ihr wütend zu. Die Narianerin wandte rasch das Gesicht ab, als ihr das Blut in den Kopf schoß, und verließ ihre Deckung. Von den Gummitieren fehlte weit und breit jede Spur; nur die grünen Klumpen hatten sie zurückgelassen.

Lyda schritt auf die Lichtung hinaus, ging in die Knie und betrachtete einen der Klumpen näher. Leises Patschen verriet ihr, daß die anderen Terranauten ihr folgten.

Mit einem nachdenklichen Gesichtsausdruck streckte sie die Hand aus, um den Klumpen aufzuheben.

»Laß das!« befahl Prime. »Er könnte giftig sein …«

Lyda achtete nicht auf seinen Einwand, schloß ihre Finger um das nachgebende Material des Klumpens und hob ihn an. Wie leicht er war.

»Bedien dich nur«, meinte Prime mit einer Portion Zynismus. »Kennst du die Teufelskirsche von Rhadin? Nein? Sie sieht so harmlos aus und soll einfach köstlich sein – abgesehen von der Tatsache, daß derjenige, der sie verzehrt, innerhalb von einer Woche an inneren Verätzungen zugrunde geht. Weiß Gott, kein angenehmer Tod.«

»Natürlich könnte das Zeug hier giftig sein«, gab die Narianerin trotzig zurück, ohne sich dabei umzusehen. *»Alles* hier könnte giftig sein.«

Sie zögerte noch einen Augenblick, dann biß sie herzhaft in den fruchtähnlichen Klumpen hinein.

»Lyda!«

»Es schmeckt«, sagte sie lakonisch. »Es schmeckt sogar sehr gut.«

Ennerk Prime trat an ihre Seite und stemmte die Arme in die Hüften. »Du bist verrückt«, kam es langsam von seinen Lippen.

Sie schüttelte ruhig den Kopf. Sie fühlte sich wieder einmal von den

anderen in die Defensive gedrängt, und das schürte den Trotz in ihr noch mehr.

»Wir sind alle verrückt«, entgegnete sie und biß erneut in den Klumpen. »Einer muß das Risiko schließlich eingehen. Sei doch froh, daß bloß ich es bin.«

Die Ironie in ihrer Stimme war unüberhörbar, aber niemand reagierte auf ihren unausgesprochenen Vorwurf.

»Sie hat recht«, sagte Suzanne nach einer Weile. Ihre Augen huschten hin und her, als erwartete sie jeden Augenblick das Wiederauftauchen der Gummitiere. »Früher oder später müssen wir etwas essen. Warum nicht hier und jetzt? Die Raupen sind jedenfalls nicht daran gestorben …«

Vangralen brummte etwas Unverständliches, dann griff er ebenfalls nach einem Klumpen, beäugte ihn von allen Seiten und biß hinein.

Eine halbe Stunde später lebten sie immer noch, mit dem Unterschied, daß Hunger und Durst nun gestillt waren. Schädliche Wirkungen verspürte niemand; offenbar war die Nahrung der Gummiwesen auch für sie genießbar.

Über ihnen erschienen die ersten Sterne am Himmel, und das erinnerte sie deutlich an ein anderes, dringendes Problem: die nahe Nacht. Vangralen und Prime machten sich daran, etwas zu suchen, das sich aufschichten und dann anzünden ließ. Vielleicht schreckte ein Feuer Raubtiere ab.

Lyda beschäftigte sich währenddessen mit einem anderen, wie sie meinte, viel bedeutsameren Problem.

Sie wußte nicht, welche Vermutungen ihre drei Gefährten hatten, ob sie die gleiche dumpfe Angst mit sich herumtrugen, die auch sie nicht mehr in Ruhe ließ. Sie hatten im Laufe des Nachmittags etliche Kilometer zurückgelegt, nirgendwo aber etwas gefunden, das auf die Anwesenheit von Menschen hingedeutet hätte. Sie hatten das Meer gesehen, den breiten weißen Strand. Möglicherweise befanden sie sich hier auf einer Insel. Und was war, wenn sich auf dieser Insel überhaupt keine Gefangenen aufhielten, wenn hier überhaupt keine Siedlung existierte? Wie sollten sie das Meer überqueren, zu einem Kontinent gelangen, von dem sie nicht einmal wußten, in welcher Richtung er lag? Ein Floß zu bauen, war schlichtweg unmöglich. Ohne entsprechendes Werkzeug war niemand von ihnen in der Lage, Gummiäste und Gummistämme zu brechen …

*

Vangralen und Prime hatten eine Unmenge von Zweigen, Ästen und Blättern gesammelt, aber nach einer knappen Stunde gaben sie den Versuch auf, den aufgeschichteten Haufen in Brand zu setzen.

»Das Zeug ist einfach zu feucht«, fluchte Prime unterdrückt und ließ sich auf dem Schwamm-Moos nieder. »Die Pflanzen hier bilden ein organisches Kanalsystem, in dem das Wasser von jahrelangen Regenfällen gespeichert sein muß.« Er hob die rechte Hand vom Moos und sah sie sich im Licht des jetzt hoch am Himmel stehenden Planeten Arioch und seiner Monde an. Grüne Flüssigkeit tropfte an den Fingern herunter, und der Treiber schüttelte stumm den Kopf.

»Wir werden Wachen einteilen müssen«, sagte Vangralen und sah hinauf zu der Scheibe Ariochs, von der aus eine wütende Fratze auf sie hinunterzublicken schien.

Prime nickte. »Einverstanden. Ich übernehme freiwillig die erste.« Er sah. Suzanne an, die daraufhin lächelnd nickte. »In Ordnung, Suzanne übernimmt Nummer zwei. Lyda?« Die Narianerin nickte ebenfalls; sie saß, die Arme um die Knie geschlungen, ein gutes Dutzend Meter von ihnen entfernt. »Und du Nummer vier, Onnegart.«

Lyda schüttelte kaum merklich den Kopf, hoffte dann aber, daß Ennerk diese Bewegung nicht gesehen hatte. Sie bezweifelte stark den Sinn einer solchen Wacheinteilung, wollte aber auch nicht widersprechen. Ob sich allerdings ein hungriges Raubtier von einem unbewaffneten Wächter beeindrucken ließ …?

Sie begann zu träumen. Die Ruhe, die sie einhüllte, wirkte auf sie entspannend und anregend zugleich. Mühsam gelang es ihr, die Gedanken an ihre Zukunft zu unterdrücken. Sie begann zu dösen, schreckte aber wieder auf, als erregtes Stimmengemurmel an ihre Ohren drang.

»Zum Donnerwetter«, fluchte Prime halblaut. »Laß endlich deine Finger von Suzanne!«

Lyda runzelte die Stirn, stemmte ihren Oberkörper in die Höhe und sah zur Seite. Vangralen und Prime standen mit geballten Fäusten voreinander. Suzanne versuchte, sich zwischen die beiden Männer zu drängen, wurde aber von Vangralen beiseite gestoßen.

Es ist soweit, dachte Lyda. Es war ihr schon lange klargeworden, daß Vangralen und Prime Interesse an der attraktiven Suzanne hatten. Offenbar fand Prime, er habe ältere Rechte. Aber daß es ausgerechnet jetzt, in dieser Situation, zu einer Konfrontation gekommen war, überraschte sie.

»Sie gehört nicht dir«, sagte Vangralen gedehnt und warf Suzanne einen kurzen Seitenblick zu, die die Lippen aufeinandergepreßt hatte

und den Kopf schüttelte.

»Müßt ihr euch ausgerechnet jetzt streiten?« warf Lyda ein, die vermitteln wollte. »Ihr scheucht alle Tiere im Umkreis von Kilometern auf …«

»Halt du dich da gefälligst raus!« wies Vangralen sie zurecht. Selbst für Prime völlig überraschend holte der stämmige Vangralen plötzlich aus und traf Prime schwer am Kinn. Prime knickte in den Knien ein und kippte dann auf den Rücken.

»Das hast du davon!« bellte Vangralen, aber der Klang seiner Stimme verriet, daß er über die Schärfe seiner eigenen Reaktion überrascht war.

»Bist du verrückt geworden?« flüsterte Suzanne und beugte sich über Prime, der mehrmals den Kopf schüttelte, um seine Benommenheit zu vertreiben. »Was bildest du dir eigentlich ein? Daß ich irgend jemandem als Privateigentum gehöre?«

Sie half Prime in die Höhe, der Vangralen, der jetzt den Kopf gesenkt hatte, mit einem seltsamen Ausdruck musterte.

»Entschuldigt«, flüsterte Vangralen, dem erst jetzt bewußt wurde, wie weit er gegangen war. Aber das konnten Prime und Suzanne Oh schon nicht mehr hören. Sie hatten sich an den Rand der Lichtung zurückgezogen.

Vangralen sah sich hilflos um und schlenderte dann zu Lyda Mar.

»Entschuldige bitte«, murmelte er, und die Narianerin nickte. Er ließ sich neben ihr ins Gras sinken, starrte eine Weile in den Himmel und wandte sich dann ihr zu. Lyda sah den Ausdruck in seinen Augen und preßte hart die Lippen aufeinander.

»Nein«, sagte sie entschieden. »Gib dir keine Mühe. Ich will nicht dein persönlicher Ersatz für Suzanne Oh sein.« Tränen von Wut und Enttäuschung schossen ihr in, die Augen.

Vangralen sagte kein Wort. Mehrmals hieb er mit der rechten Faust in das nachgebende Schwamm-Moos, dann erhob er sich ruckartig und ging fort.

Wenn wir so weitermachen, dachte Lyda bitter, überleben wir hier keine Woche.

*

Der noch nicht lange zurückliegende Einsatz ihrer Treiberkräfte, der kilometerlange Marsch über das nachgebende Schwamm-Moos, die tiefe Enttäuschung, das alles forderte seinen Preis. Lydas Schlaf war tief und glich fast einer Bewußtlosigkeit.

Sie hatte einen seltsamen Traum. Sie war allein und hatte sich in einem riesigen Labyrinth verirrt. Irgendwo vor ihr befand sich eine reißende Bestie; das Fauchen und heisere Brüllen waren deutlich zu hören. Ihre unkontrollierte Phantasie ließ sie erschauern, als sie sich das Ungeheuer plastisch vorstellte. Verzweifelt suchte sie nach einem Ausgang, nach einer Möglichkeit, dieser Hölle zu entfliehen. Und die Bestie kam näher, das Brüllen wurde lauter.

Waren da nicht Rufe gewesen? Aber sie war doch allein; da war niemand, der ihr helfen konnte. Sie horchte. Nein, sie hatte sich nicht getäuscht:

Eine menschliche Stimme rief, wie aus weiter Ferne, ihren Namen.

Plötzlich fühlte Lyda Mar unter sich Feuchtigkeit und das Polster des Schwamm-Mooses. Sie war benommen, fühlte sich elend und war froh, daß der schreckliche Traum wirklich nur ein Traum gewesen war.

»Verdammt, Lyda! Verschwinde da. Es kommt näher.«

Und gleichzeitig vernahm sie das entnervende Fauchen, das sie schon einmal gehört hatte, nicht nur im Traum, sondern Stunden vorher.

Für ein paar Sekunden war sie nicht in der Lage, auch nur einen einzigen Muskel zu rühren, dann schüttelte sie die Starre aus ihren Gliedern gewaltsam ab und drehte sich um.

Die Panzerechse war einfach riesig, bestimmt sechs Meter lang und mehr als zwei Meter breit. Große, dunkle Augen glitzerten im Lichte des Nachbarplaneten Arioch, dessen einer Fratze ähnelnde Bild jetzt hoch über ihnen stand. Aus dem geöffneten Rachen mit den funkelnden Zahnreihen drang mit jedem neuen Fauchen ein Schwall feuchtwarmer, stinkender Luft, die die Echse als Nebelschleier vor sich herschob.

Ich bin während der Wache eingeschlafen! fuhr es Lyda durch den Sinn.

Ennerk Prime, Onnegart Vangralen und Suzanne Oh befanden sich auf der anderen Seite der Lichtung, dicht am Rand des Vegetationsgürtels. Die Panzerechse bewegte ihren Kopf hin und her; fast schien es, als überlegte sie, welchem Happen sie sich zuerst zuwenden sollte.

Lyda fröstelte, aber trotzdem brach ihr der Schweiß aus allen Poren. Es war mehr als deutlich, daß diese Echse noch nicht über Pflanzen hergefallen war; sie erfreute sich offenbar bester Gesundheit – und sie hatte Hunger.

Es war genau wie in ihrem Traum: Niemand konnte ihr helfen, sie

war auf sich allein gestellt. Wenn Prime oder Vangralen sich auch nur ein paar Meter auf sie zubewegten, dann mußten sie damit das Interesse des Raubtieres wecken. Und was das bedeuten konnte, war ihnen allen klar.

Lyda schluckte hart und wandte ihren Blick rasch von den drei Gefährten ab, die vorerst in relativer Sicherheit waren.

Obwohl alles in ihr danach verlangte aufzuspringen und fortzulaufen, so weit und so schnell wie möglich, zog sie ganz langsam die Beine an, stützte die Arme auf das Moos und begann so, sich langsam in die Höhe zu stemmen.

Die Narianerin schrie beinah gellend auf, als die riesige Panzerechse auf ihren sechs Beinen ein paar Meter weiter auf die Lichtung trat. Der breite, zerfurchte Echsenschwanz fegte dabei durch Äste, Zweige und Blätter. Dann verharrte das Tier wieder und stieß ein drohendes, länger anhaltendes Knurren aus.

Lydas rechte Hand tastete suchend umher und traf schließlich auf etwas Hartes. Ihre Finger schlossen sich fast von selbst um den Stock. Ein kurzer Blick zur Seite. Es war ein abgebrochener Ast, der ausgetrocknet und damit etwas härter war als die noch lebenden gummiartigen Zweige. Langsam zog sie den Stock zu sich heran, obwohl sie tief im Innern genau wußte, wie sinnlos diese »Waffe« war. Gegen das Ungetüm, das acht oder neun Meter von ihr entfernt auf irgend etwas zu warten schien, vermochte sie damit nicht viel auszurichten.

Vorsichtig machte sie sich erneut daran, wieder auf die Beine zu kommen. Die Bestie drehte erneut ihren gigantischen Schädel in ihre Richtung, dann, als ob die Entscheidung nun gefallen wäre, setzte sich das gepanzerte Ungetüm in Bewegung. Eine halbe Sekunde später erkannte Lyda in aller Deutlichkeit, daß sich die Echse für sie entschieden hatte.

Sie hatte keine Chance, das wußte ihr Verstand nur zu genau, ihre Gefühle aber trieben sie dazu aufzuspringen und fortzulaufen. Was sie damit erreichte, erkannte sie einen Sekundenbruchteil später. Die Panzerechse stieß ein wütendes Brüllen aus; ein Zittern durchlief ihren riesigen Leib, dann erhöhte sie das Tempo. Mehr als zwei Tonnen Fleisch, Angriffslust und Hunger näherten sich der Narianerin mit einer Geschwindigkeit, die ihr den letzten Rest der Hoffnung raubte.

»Hierher!« brüllte Prime und winkte mit den Armen. Vielleicht versuchte er damit, die Aufmerksamkeit der Echse von Lyda abzulenken. Aber das Ungeheuer wandte nicht einmal den Schädel zur Seite.

Lyda sah, wie die grüne Pflanzenwand immer näher kam. Wenn es ihr gelang, in dem Dickicht unterzutauchen, bevor das Raubtier sie erreicht hatte, bestand die Chance, noch einmal mit dem Leben davonzukommen. Ein Lebewesen von der Größe der Panzerechse konnte sich einfach nicht mit der gleichen Geschwindigkeit zwischen den Büschen, Bäumen und Sträuchern fortbewegen wie ein Mensch.

Ihr Atem ging keuchend, als sie einen raschen Blick über die Schulter warf. Einen Augenblick lang schien ihr Herzschlag auszusetzen, als ihr bewußt wurde, wie nah das Ungeheuer schon an sie herangekommen war. Fast glaubte sie, den stinkenden Atem zwischen ihren Schulterblättern zu spüren.

Es hat doch keinen Zweck mehr, dachte sie. Bleib doch einfach stehen. In ein paar Sekunden ist alles vorbei.

Doch irgend etwas trieb sie weiter. Das Donnern der sechs Echsenbeine schien den Boden unter ihren Füßen zu erschüttern.

Der schrille, selbst das Fauchen der Bestie übertönende Pfiff kam so überraschend, daß die Narianerin unwillkürlich zusammenzuckte. Die Bestie stieß ein böses Zischen aus und warf sich mit einem dumpfen Krachen herum. Lyda lief weiter, bis sie den Rand der Lichtung erreicht hatte, sah dann zurück und konnte kaum fassen, daß sie noch einmal davongekommen war.

Erst nach ein paar Sekunden, in denen sie sich der grenzenlosen Erleichterung hingab, die sie empfand, erkannte sie den Schatten im gegenüberliegenden Pflanzengürtel. Die Panzerechse befand sich jetzt ungefähr in der Mitte der Lichtung und schien unschlüssig zu sein. Ihr Kopf pendelte hin und her, als suche sie den Gegner.

Der Schatten stieß erneut einen Pfiff aus und trat aus dem Vegetationsbereich hervor.

Ein Mensch!

Lyda sah zu den drei anderen Terranauten hinüber. Prime, Vangralen und Oh waren mindestens ebenso überrascht wie sie selbst.

»Paß auf! Die Echse …«

Die Gestalt achtete nicht auf ihre warnenden Worte; sie pfiff erneut, und als wenn das das Zeichen gewesen wäre, stürmte der Alptraum erneut vorwärts, diesmal in Richtung auf den Unbekannten.

Der Schatten zeigte nur eine Reaktion: Er trat einige Schritte zurück in das hochaufragende Pflanzendickicht.

»Nein!« schrie die Narianerin entsetzt.

Die Veränderung geschah so rasch, daß Lyda kaum zu folgen vermochte. Plötzlich kam gespenstisches Leben in den Pflanzengürtel. Es raschelte und knirschte, dann zuckten grüne, tentakelartige

Fortsätze der Bestie entgegen, schlugen krachend gegen den Panzer, wickelten sich um die muskulösen Beine. Mit einem dumpfen Knallen explodierten verborgene Sporenkapseln, und ihr Inhalt, der aus der Ferne betrachtet wie grüner Nebel wirkte, wallte über den sechs Meter langen Schuppenleib. Die Panzerechse stieß erneut ein heiseres Brüllen aus, doch diesmal klang es anders. Es klang so bedrohlich wie kurz zuvor, aber Lyda glaubte jetzt, Schmerz darin zu hören.

Das Ungetüm kam so schnell zum Stillstand, als sei es gegen ein unsichtbares Hindernis geprallt. Noch immer bewegte sich der Schatten nicht. Fast hatte Lyda den Eindruck, er – oder sie – befinde sich in Trance, ähnlich dem Diensthabenden einer Loge. Aber hier gab es keine PSI-Kräfte …

Lydas Nackenhaare richteten sich auf, als sie sah, daß sich offenbar eine Reihe von Pflanzen aus dem Dickicht gelöst hatte und sich nun auf unerklärliche Weise der Echse näherte. Noch immer knallten aufbrechende Sporenkapseln, und der Strom der darin enthaltenen Samen war genau auf das Raubtier gezielt. Weitere Tentakel zuckten aus der grünen Wand, wickelten sich um die Extremitäten der Echse, die vor Schmerz brüllte. Sie wand sich hin und her, dann durchlief ein Zucken ihren Körper, und sie schoß erneut vorwärts, stark behindert von den lianenähnlichen Gewächsen. Ihr Körper war eingehüllt von grünem Nebel, als sie in den Pflanzengürtel brach und eine breite Schneise schlug. Das Krachen und Reißen wurden rasch leiser, das Brüllen jedoch verebbte erst nach einigen Minuten.

Langsam ging Lyda auf den Fremden zu, der immer noch reglos auf der gegenüberliegenden Seite stand. Die seltsame Gestalt hatte sie gerettet, das lag auf der Hand, die Frage war nur, wie. Wie hatte dieser Mensch es fertiggebracht, die Pflanzen dazu zu bewegen, den Kampf mit der Panzerechse aufzunehmen …?

Prime, Vangralen und Oh kamen ebenfalls näher. Suzanne Oh warf immer wieder unruhige Seitenblicke in das dunkle Loch inmitten der Pflanzenwand, das das Ungeheuer hinterlassen hatte. Aber nichts geschah. Die Echse war und blieb verschwunden.

»Ich …«, stammelte Vangralen und schüttelte dabei immer wieder den Kopf. »Ich … Ich verstehe nicht, wie …«

Der Schatten ihnen gegenüber löste sich aus seiner Starre. Der stämmige Vangralen schien plötzlich seine Verwirrung zu vergessen und drehte sich zu Lyda um. Das Licht Ariochs reichte vollkommen aus, um seine Gesichtszüge deutlich hervortreten zu lassen. Wut und Zorn spiegelten sich darin wieder.

»Es war deine Wache!« brachte er mühsam beherrscht hervor. »Du

bist eingeschlafen …!«

»Das ist im Augenblick vollkommen unwichtig«, entgegnete Lyda leise. In ihren Gedanken entstand plötzlich eine phantastische Vermutung. »Ich frage mich, wie die Pflanzen dazu veranlaßt werden konnten, die Echse zu vertreiben …«

Prime sah abwechselnd die hochgewachsene Gestalt ihres Retters, der am Rand der Lichtung auf etwas zu warten schien, und Lyda Mar an.

»Das ist doch vollkommen unwichtig«, gab Suzanne, barsch zurück. Lyda schüttelte langsam den Kopf und deutete in Richtung des Schattens.

»Er stand einfach nur da. Er hat nichts angefaßt, nichts berührt.«

Prime runzelte die Stirn.

»Er hat die Echse durch einen Pfiff von mir abgelenkt«, fuhr Lyda geheimnisvoll fort, »so, als sei er seiner Sache völlig sicher. Sonst hat er scheinbar nichts getan. Er hat sich überhaupt nicht gerührt.«

Sie sah ihre drei Gefährten fragend an.

»Ich verstehe dich immer noch nicht«, brachte Suzanne hervor, die offenbar auch böse waren, daß die Narianerin während ihrer Wache eingeschlafen war.

»Es gibt nur eine einzige vernünftige Erklärung.« Lydas Atem stockte. Die Vermutung in ihr wurde, je mehr sie darüber nachdachte, fast zur Sicherheit. Und die Konsequenzen, die sich daraus ergaben, ließen alles in einem ganz anderen Licht erscheinen.

»Es liegt doch auf der Hand: *PSI!«*

Während sie noch damit beschäftigt waren, die Behauptung Lydas aufzunehmen und *richtig* zu verarbeiten, mit allen Folgerungen, die sich daraus ergaben, trat ihr Retter weiter auf die Lichtung, zögerte kurz und näherte sich ihnen dann.

Lyda zwinkerte mehrmals mit den Augen, glaubte, sich zu täuschen.

»Er …«

Prime nickte. »Er ist grün!«

Je näher er kam, desto deutlicher erkannte sie es. Es war ein Mann, hochgewachsen, vielleicht vierzig Jahre alt, gekleidet in Hose und Jacke aus einem unbekannten Material. Auf dem Rücken trug er einen Beutel, in dem sich seine Vorräte befinden mochten. Es war ein Mensch, daran konnte kein Zweifel bestehen, aber er war grün. Nicht nur seine Kleidung, sondern einfach alles an ihm. Sein Gesicht, seine Haare, seine Hände, alles war grün.

Der Mann blieb ein paar Meter vor ihnen stehen und musterte sie mit einem Gesichtsausdruck, der einfach undefinierbar war.

»Ihr haltet euch in einem sehr gefährlichen Gebiet auf«, stellte er fest, bevor sie etwas sagen konnten. »Zu nah am Meer. Und in letzter Zeit kommen immer mehr Panzerechsen an die Küste. Habt ihr keinen Mittler bei euch?«

»Mittler?« echote Suzanne nervös. Der Grüne nickte und sah sie der Reihe nach an. »Ihr seid noch hell«, meinte er. »Also seid ihr noch nicht lange auf Surin.«

»Surin?« Prime benötigte ein paar Sekunden, um zu begreifen. »Ah, ich verstehe. Ihr nennt diesen Planeten Surin. Ihr könnt ja auch nicht wissen, daß er von den Grauen Sarym genannt wird.«

Der Grüne sah sie verständnislos an. »Ich verstehe eure Worte nicht«, sagte er stockend. »Was bedeutet ›Graue‹, und was ›Sarym‹?« Er sah erneut von einem zum anderen. »Und was heißt ›Planet‹? Ich bin ein Surine. Ich lebe auf Surin.«

»Da stimmt doch etwas nicht«, sagte Vangralen langsam und kniff die Augen zusammen. Prime warf ihm einen kurzen Seitenblick zu.

»Wie heißt du?« fragte Lyda rasch. Die Verwirrung aus den Zügen des Grünen verlor sich rasch, als eine Frage an ihn gerichtet wurde, deren Sinn er verstand.

»Derb Ransih«, gab er zurück. Die Terranauten stellten sich jetzt ebenfalls vor.

Lyda erschien die Szene irgendwie unwirklich. Da standen sie auf der Lichtung eines völlig fremden Planeten, umgeben von Pflanzen, die gerade eine riesige Panzerechse vertrieben hatten, konfrontiert mit dem ersten Gefangenen, den sie zu Gesicht bekamen. Die Befürchtung, völlig allein in dieser Gegend des Planeten zu sein, hatte sich damit erledigt. Aber so viele neue Fragen waren aufgetaucht. Hatte Ransih die Pflanzen wirklich mit PSI beeinflußt? Warum hatte seine Haut einen grünen Ton angenommen? Ihre erste Vermutung, es hier mit einem Eingeborenen Saryms zu tun zu haben, war recht unwahrscheinlich. Ransih sprach ihre Sprache, das allein war Beweis genug, es mit einem Menschen des Sternenreiches zu tun zu haben. Warum aber verstand er dann Worte wie »Planet« und »Graue« nicht?

»Wir sind Terranauten«, fuhr Prime in seinen Erklärungen fort – und wieder sah Ransih sie völlig verständnislos an.

»Es hat keinen Zweck«, sagte Suzanne leise und legte ihre Hand auf den Arm Primes. »Er kann uns nicht verstehen …«

Alle wußten, was sie damit sagen wollte. Derb Ransih war ganz offensichtlich nicht ganz normal. Was seine Umwelt betraf, kannte er sich aus, aber für alles, was darüber hinausging, brachte er kein Verständnis auf.

»Kannst du uns zu einer Ansiedlung anderer Gefangener führen?« Ennerk Prime verbesserte sich sofort. »Ich meine ein Dorf von Surinen.«

Ransihs Gesicht hellte sich auf, und er nickte. »Aber nicht mehr heute nacht.« Der Hochgewachsene wollte sich schon abwenden, seinen Beutel abnehmen und sich irgendwo niederlassen, als Vangralen ihm noch eine Frage stellte, die ihm offenbar sehr auf dem Herzen lag.

»Derb, was ist ein Mittler?«

»Ja«, sagte der Grüne mehr zu sich selbst. »Ihr müßt wirklich erst seit kurzer Zeit auf Surin sein. Ein Mittler …« Er suchte krampfhaft nach einer Erklärung. »Ein Mittler kann zwischen Surinen und … Surin vermitteln.«

Damit wandte sich Derb Ransih von ihnen ab und schlug sein provisorisches Lager auf. Vangralen nickte, als ob er verstanden hätte, dabei war er so klug wie vorher.

Die Terranauten sahen ihrem Retter eine Weile schweigend zu, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, dann ließen sie sich ebenfalls für den Rest der Nacht nieder, ein paar Meter von Ransih entfernt, so daß sie sich ungestört unterhalten konnten.

»Er ist verrückt«, sagte Suzanne leise, ohne ihre Gefährten dabei anzusehen. »Meint ihr, daß …?«

Prime verstand ihre unausgesprochene Frage und sah kurz zu dem Waldläufer hinüber.

»Ob wir auch verrückt werden?« Er hieb mit der Faust in das Schwamm-Moos. Es schmatzte. »Verdammt, das weiß ich nicht. Hoffentlich ist Ransih in dieser Beziehung nur ein Einzelfall. Durch irgend etwas scheint er einen gehörigen Teil seiner Intelligenz verloren zu haben.« Sein Gesicht verdüsterte sich. »Vielleicht ist es aber diese verfluchte Sonne. Sie hat uns die PSI-Fähigkeiten genommen, weiß der Sternenteufel, was die sonst noch mit unseren Gehirnen anstellt …«

Suzanne zuckte zusammen, Vangralen aber schien die Worte Primes gar nicht wahrgenommen zu haben. Unverdrossen starrte er Lyda Mar von der Seite an.

»Wir hätten alle drauf gehen können!« preßte er hervor. Die Narianerin wußte, worauf er anspielte, und das machte sie wütend. Sie stieß einen Fluch aus.

»Beiß dich ruhig daran fest«, entgegnete sie zynisch. »Es ist ja auch so wichtig, nicht wahr? Außerdem bist du nur sauer, weil du bei mir abgeblitzt bist!« Der Zorn trieb ihr die Tränen in die Augen. Mühsam

beherrschte sie sich. »Etwas anderes ist im Augenblick viel bedeutsamer.«

»Der Tod ist sehr bedeutsam«, warf Suzanne leise ein. Lyda achtete nicht darauf.

»Ihr scheint immer noch nicht zu verstehen.« Sie holte tief Luft. »Was zeichnet einen Mittler aus?«

Prime zuckte mit den Achseln. »Die Worte des Surinen waren nicht gerade dazu angetan, es deutlich werden zu lassen.«

»Das ist richtig«, stimmte die Narianerin ihm zu. »Ich glaube, er meinte, daß ein Mittler dazu in der Lage ist, auf irgendeine Weise Kontakt mit dem Leben von Surin/Sarym aufzunehmen. Wir haben es ja selbst miterlebt; Ransih ist ein Mittler.«

»Und?« fragten Vangralen und Suzanne wie aus einem Mund.

»Die einzige Möglichkeit, die mir einfällt, um so etwas bewerkstelligen zu können, ist PSI.«

»Aber die Sonne …«

»Ihr habt es doch selbst gesehen. Vielleicht eliminiert Norvo nicht bei allen Gefangenen die PSI-Fähigkeiten. Ransih hat von Mittlern gesprochen, also die Mehrzahl benutzt. Versteht ihr jetzt?«

Langsam dämmerte ihren Gefährten die Erkenntnis.

»Wenn du recht hast …«, begann Prime.

»Dann sind wir aus dem Schneider!« unterbrach ihn Lyda. Zum ersten Mal seit langer Zeit lächelte sie wieder. Neue Hoffnung breitete sich in ihren Zügen aus. »Wir müssen nur eine gewisse Anzahl von Mittlern dazu bewegen, eine Loge zu bilden und mit ihren PSI-Fähigkeiten den Sucher des zurückkehrenden Kurierschiffes zu kontakten. Ich hatte Verbindung mit dem Eigenbewußtsein; das Kontaktmuster könnte die Loge meiner Erinnerung entnehmen. Und wir haben noch fast vier Wochen Zeit.«

Sie sahen zu Derb Ransih hinüber, dessen gleichmäßige Atemzüge verrieten, daß er bereits schlief. Durch seine Anwesenheit waren sie vor den Gefahren geschützt, die ihnen möglicherweise noch von der Pflanzen- und Tierwelt Saryms drohten.

Noch konnten sie nicht ganz sicher sein, ob Lyda mit ihrer Vermutung wirklich ins Schwarze getroffen hatte. Aber je länger sie darüber nachdachten, desto wahrscheinlicher wurde es. Alle hatten das Gefühl, als sei eine zentnerschwere Last von ihnen genommen.

*

Obwohl die Nacht sehr kalt war, hatte sich am Morgen kein Tau auf

den Pflanzenoberflächen niedergesetzt. Sie wußten schon, daß das Leben von Sarym die Fähigkeit hatte, ungeheure Mengen von Wasser zu speichern – vielleicht die Gummitiere, die sie gesehen hatten, auch –, aber offenbar war das interne Speicherungs- und Ableitungssystem so perfektioniert, daß selbst kleinste Flüssigkeitsmengen sofort absorbiert wurden, wahrscheinlich durch mikroskopisch kleine Poren. Das konnte darauf hindeuten, daß es in diesen Regionen Saryms nur selten regnete.

Die Terranauten wechselten mit Derb Ransih nur einige belanglose Worte. Auf konkrete Fragen gab der Surine ohnehin nur unverständliche Antworten.

Es war kurz nach Sonnenaufgang, als sie losmarschierten, geführt von Ransih, der sich, wie auch immer, in diesem homogenen Grün gut zu orientieren vermochte. Die dämonenhafte Fratze Ariochs war nicht zu sehen, und zumindest Lyda Mar war dankbar dafür. Sie wußte zwar, daß der Riesenplanet einige Millionen Kilometer von Sarym entfernt sein mußte, aber wenn der Ball am Himmel stand, konnte sie sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er jederzeit hinunterstürzen könnte. Er schien so nah, so unglaublich nah.

Die Narianerin spürte deutlich, daß die Stimmung heute eine ganz andere war als während des vorangegangenen Tages. Fast hatte sie sogar das Gefühl, diesmal in dem unsichtbaren Gespinst der Gemeinschaft integriert zu sein. Es gab keine Streitereien mehr; Onnegart Vangralen machte sogar einige von seinen gewohnten Witzen.

Seit das Zusammentreffen mit dem Surinen ihnen wieder Hoffnung gemacht hatte, war die Stimmung schlagartig besser geworden. Lyda war vorsichtig. Sie versuchte, die neue Hoffnung und den damit verbundenen Optimismus nicht zu gewaltig werden zu lassen. Noch wußten sie nicht, wie viele Mittler es gab, wie stark ihre Fähigkeiten ausgeprägt waren. Aber alles sprach dafür, daß es mit ihrer Hilfe gelingen konnte, den Sucher des zurückkehrenden Kurierschiffes dazu zu veranlassen, Sarym anzusteuern und sie wieder aufzunehmen. Ihre Hauptaufgabe hatten sie bereits erfüllt: die Position des Gefängnisplaneten herauszufinden und festzustellen, wie stark die Überwachung durch die Grauen Garden war. Diese Informationen mußten Aqua erreichen, dann konnte die großangelegte Befreiungsaktion beginnen.

»Ich verstehe das nicht«, bemerkte Ennerk Prime mit gerunzelter Stirn und deutete mit beiden Händen in die Runde. Wo immer sie hinschauten:

Alles war grün, in verschiedenen Tönungen.

»Was ist denn?« erkundigte sich Vangralen und trat an seine Seite.

»Dieser … Wald.« Prime schüttelte den Kopf. »Daß unser erster Eindruck falsch war, wissen wir nun. Dschungel ist das ganz sicher nicht. Aber irgendwie ist das alles nicht normal.« Er suchte nach dem passenden Wort. »Alles ist viel zu gleichmäßig.« Das Schwamm-Moos gurgelte, als er sein Gewicht auf das andere Bein verlagerte.

Suzanne Oh gab einen zustimmenden Laut von sich. »Du hast recht. Auf allen Welten, auf denen ich bisher gewesen bin, hat pflanzliches Leben alle Bereiche erobert, in denen es existieren kann. Dieser Wald wirkt wie ein … gigantischer Park. Es ist alles zu … geordnet.«

Prime nickte eilig. »Das ist genau das, was ich meine. Es gibt kein dichtes Unterholz. Und zwischen den einzelnen Pflanzen ist einfach zuviel Platz.« Er sah hinunter zu dem Schwamm-Moos. »Das hier ist wie ein Teppichboden, den jemand gelegt hat.«

»Aber ein unbequemer«, setzte Vangralen hinzu und grinste. Er sah kurz Lyda an, senkte aber sofort verlegen seinen Blick. Also hatte er einen gewissen Vorfall doch noch nicht ganz vergessen. Dann zuckte er mit den Achseln.

»Vielleicht ist die Sonne daran schuld«, vermutete er, schien aber selbst nicht ganz daran zu glauben.

Lyda lächelte und winkte Derb Ransih zu, der gemerkt hatte, daß seine Schützlinge zurückblieben. Sein Gesicht drückte völlige Verwirrung über das Gespräch der Terranauten aus.

»Sind die Pflanzen Surins überall so?« fragte sie rasch. Ein Nicken war die Antwort, dann deutete Ransih auf seinen Beutel. »Wir haben bald keine Nahrung mehr«, erklärte er.

Daran hatten sie noch gar nicht gedacht. Die plötzliche Veränderung ihrer Situation hatte sie so in Anspruch genommen, daß sie diesen wichtigen Punkt völlig übersehen hatten. Bisher waren sie auf keine weiteren Gummitiere gestoßen, denen sie zu neuen Nahrungsklumpen hätten führen können.

»Wir müssen einen Manna-Baum finden«, fügte der grünhäutige Surine hinzu, als sei das völlig selbstverständlich. Die Terranauten hatten längst gelernt, auf solche Bemerkungen nicht mit entsprechenden Fragen zu reagieren. Die Antworten, die Ransih dann von sich gab, waren noch viel merkwürdiger als seine sonstigen Bemerkungen.

Als sie ihren Marsch nach einer kurzen Pause fortsetzten, blieben die vier Terranauten ein paar Meter hinter Derb Ransih zurück. Wenn ihre Vermutung zutraf und der Surine wirklich nicht ganz bei

Verstand war, dann war es in jedem Fall besser, ihn ihre Gespräche nicht mithören zu lassen. Der Inhalt, den er offenbar nicht verstand und der ihn zunehmend verwirrte, mochte ihn zu einem Verhalten veranlassen, das sie nicht vorhersagen konnten. Möglicherweise glaubte er plötzlich an eine Bedrohung und führte sie in die Irre – oder direkt in eine Pflanzen- oder Tierfalle hinein. Zwar glaubte niemand von ihnen richtig an eine solche Reaktion, aber ein gewisses Risiko blieb.

Der Surine blieb wiederholt stehen und versank für Sekunden in einer Art Trance. Dann schüttelte er den Kopf und marschierte weiter auf ein Ziel zu, das nur er kannte. Wieder stellten die Terranauten keine Fragen. Sein Verhalten mochte eine tiefere Bedeutung haben, die sie nicht verstanden, noch nicht. Jedenfalls waren sie bisher auf keine gefährlichen Tiere gestoßen, und das genügte ihnen vorerst. Die Panzerechsen hafteten noch sehr gut in ihrem Gedächtnis.

Gegen Mittag – Norvo stand fast im Zenit – erreichten sie wieder den Rand einer kreisförmigen Lichtung, von denen es in regelmäßigen Abständen welche zu geben schien. Lyda hatte einmal versucht, die Entfernungen zwischen ihnen abzuschätzen, und sie war dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß die Abstände zwischen diesen einzelnen, wie zu einer Ruhepause geschaffenen Bereiche annähernd gleich wären. Wieder ein Rätsel, für das es keine Lösung zu geben schien.

Derb Ransih versank erneut in seiner tranceähnlichen Starre, schien in sich hineinzulauschen. Lyda lächelte, dann vernahm sie ein leises Quieken, daß sie erschreckte, bis sie sich plötzlich wieder erinnerte.

»Ein Gummitier«, sagte Prime, der den Kopf auf die Seite gelegt hatte. Lyda nickte und trat vorsichtig an den Rand der Lichtung heran. Sie wußte von der noch nicht lange zurückliegenden ersten Begegnung mit diesen seltsamen Lebewesen, wie scheu die Gummitiere waren. Langsam schob sie einige Blätter beiseite; suchend blickte sie sich um.

Ein Gummi-Tier zu entdecken, war ungeheuer schwierig. Sie waren – anscheinend wie alles auf Sarym – grün, und dadurch hoben sie sich kaum von ihrer Umgebung ab. Das Gummitier, das sie gehört hatten, verriet sich auch nur durch seine Bewegung. Aus den Augenwinkeln sah Lyda ein Huschen. Behutsam drehte sie sich um – und dort saß es, vor einer kugelförmigen, etwa drei Meter hohen Pflanze. Es schien an irgend etwas zu knabbern, vielleicht wieder an einem jener Klumpen, die so wohlschmeckend waren. Es sah wirklich wie eine Raupe aus; der Buckel in der Mitte unterstrich diesen Eindruck noch.

Plötzlich drehte sich das Gummitier mit einer blitzschnellen

Bewegung um und richtete sich auf. Das hintere Beinpaar, das besonders kräftig schien, trug nun den rund vierzig Zentimeter langen Körper. Zwei dunkle Augen musterten sie; vier Beine wedelten, als wollten sie ihr etwas mitteilen. Lyda lächelte erneut. Dieses Wesen wirkte alles andere als gefährlich. Auf allen Beinen wirkte es wie eine Raupe, aufgerichtet aber hatte es eher Ähnlichkeit mit einem Eichhörnchen oder einem Wiesel, eine Assoziation, die in Lyda Zuneigung erweckte.

»Wir müssen dich leider stören«, hauchte Ransih in diesem Augenblick, und als ob das Gummitier diese unhörbare Botschaft verstanden hätte, vollführte es eine Reihe von skurrilen Bewegungen mit den beiden vorderen Beinpaaren. Dann ließ es sich wieder auf den Boden sinken, und eine halbe Sekunde später war es zwischen Gummibäumen und Gummibüschen verschwunden.

Ransih trat, ohne zu zögern, auf die Lichtung und näherte sich der Pflanze, der auch das Interesse des Tieres gegolten hatte. Lyda und die anderen Terranauten folgten ihm langsam, wobei die Narianerin sehr nachdenklich war. Sie hatte beinahe den Eindruck gehabt, als hätten Ransih und das Gummitier für ein paar Augenblicke in einem unerklärlichen Kontakt gestanden. War das Tier kein Tier, sondern ein Intelligenzwesen? Sie schüttelte unmerklich den Kopf. Nein, dieser Gedanke war völlig absurd.

»He, nun seht euch das an!« entfuhr es Onnegart Vangralen, und er deutete mit der Hand auf Derb Ransih, der vor der kugelförmigen Pflanze niederkniete, beide Hände auf die Brust gelegt und die Augen geschlossen hatte.

»Was macht er da?« fragte Suzanne Oh und runzelte die Stirn. »Versteht ihr das?«

Lyda schüttelte stumm den Kopf und ließ den Surinen nicht aus den Augen. Offenbar befand er sich nun wieder in einem seiner seltsamen Trance-Zustände, deren Sinn sie sich nicht zu erklären vermochten. Ihr fiel etwas ein. War diese Pflanze vielleicht ein Manna-Baum, was immer das auch heißen mochte?

Neugierig trat sie ein paar Schritte näher heran und sah sich die Pflanze genauer an. Eigentlich Unterschied sie nichts von den anderen Vegetationsformen. Blätter, Zweige, Äste und der dicke, kugelförmige Stammkörper waren ebenso gummiartig und elastisch wie die der anderen Pflanzen, die sie bisher zu Gesicht bekommen hatten.

Ransih stimmte einen leisen, kaum hörbaren Sing-Sang an. In dem Manna-Baum knackte irgend etwas, und Lyda trat sicherheitshalber einen Schritt zurück. Ihr fielen die explodierenden Sporenkapseln

wieder ein, die geholfen hatten, die Panzerechse zu vertreiben. Sie war nicht sicher, wie einem Menschen der Kontakt mit den Sporen bekommen würde.

Wieder knackte es verhalten, und jetzt zeigte sich auch eine Veränderung. Auf dem dicken Zentralkörper entstanden wie durch Zauberei pusteláhnliche Gebilde, die rasch anwuchsen. Dünner Schleim bedeckte sie, und wo er auf die normale Oberfläche des Stammes traf, wurde er sofort absorbiert. Die Pusteln – oder Geschwüre, dachte Lyda in einem Anflug von Ekel – nahmen weiter an Größe zu, dann lösten sie sich rasch ab und fielen auf das Schwamm-Moos.

»Das gibt's nicht!« platzte es aus Prime heraus, der jetzt zusammen mit Vangralen und Oh ebenfalls näher getreten war. »Das ist einfach unmöglich!«

Die Tatsachen straften seine Worte Lügen. Er bückte sich und nahm eine der »Pusteln« an sich. Versonnen betrachtete er sie eine Weile, dann reichte er sie weiter. »Ganz einwandfrei: Das sind die Klumpen, von denen sich auch die Gummitiere ernähren.«

Daß sie damit ebenfalls ihren Hunger gestillt hatten, ließ er taktvoller Weise unerwähnt. Lyda würgte, dann aber siegte ihr Verstand über ihre Empfindungen. Mitanzusehen, wie die Klumpen entstanden, war zwar nicht sonderlich angenehm, aber diese Nahrung war nahrhaft und ungefährlich. Das allein war entscheidend. Wie es Ransih allerdings fertiggebracht hatte, diese Klumpen zu erzeugen, oder besser gesagt, den Manna-Baum zur Produktion zu veranlassen, blieb ein Rätsel. Mittler jedenfalls schienen über außerordentlich fremdartige Fähigkeiten zu verfügen.

Derb Ransih löste sich jetzt wieder aus der Trance, erhob sich und griff gleichzeitig nach einigen Klumpen.

»Manna«, erklärte er einsilbig und biß in einen Brocken hinein. »Nahrung.«

»Woraus …, woraus besteht Manna?« fragte Suzanne leise und betrachtete den Brocken von allen Seiten.

Ransih sah sie an. »Aus abgestorbenen Teilen eines Manna-Baums. Dieser hier«, er deutete auf das Kugelgewächs, »hatte nur sehr wenige. Andere haben mehr.«

Zu Anfang kostete es die Terranauten einige Überwindung, die »abgestorbenen Teile« zu sich zu nehmen. Nach den ersten Bissen aber, die so wohlschmeckend waren, wie sie es schon kannten, ließen sie es sich schmecken.

*

Lyda lag lang ausgestreckt im Schwamm-Moos und fühlte sich so wohl wie schon lange nicht mehr. Neben sich hörte sie die Stimmen von Prime, Vangralen und Oh, die sich leise unterhielten. Zu ihrer Rechten, ein paar Meter entfernt, saß Derb Ransih und summte eine fremdartige Melodie.

Sie hatte den Eindruck, daß die Entnahme von Manna aus einer entsprechenden Pflanze für die Surinen etwas Religiöses, zumindest aber etwas Mystisches an sich hatte, daß es ein Akt von einer tieferen Bedeutung war. Solch eine feinfühlige Beziehung zur Ökologie eines völlig fremden Planeten entstand aber nicht von heute auf morgen. Wie lange mußten sich Menschen auf einer Welt befinden, um zu einer solch intensiven Verbindung zu ihrer neuen Umwelt zu gelangen? Zehn Jahre? Zwanzig Jahre? Oder hundert Jahre?

Sie wußte es nicht, konnte diese Frage nicht beantworten. Vielleicht hatte Ransih sogar recht mit seiner Behauptung, ein Surine zu sein. Vielleicht war er wirklich hier auf Sarym/Surin geboren. Sarym konnte schon vor Jahrhunderten entdeckt worden sein, und das Konzil mochte den Planeten geheimgehalten haben.

Ein seltsames Summen drang an ihre Ohren, und neben ihr verstummte die Unterhaltung der anderen Terranauten. Sie öffnete die Augen und richtete sich halb auf. Ihre Blicke schweiften einige Augenblicke suchend umher, bis sie gefunden hatte, was das Summen verursachte. Es waren fünf etwa fünfzehn Zentimeter lange, geflügelte Wesen mit einem Körperpanzer, der aus dieser Entfernung wie Chitin wirkte. Sie erinnerten sie an Libellen, wenn nicht die seltsame Art der Fortbewegung gewesen wäre. Jedes der insektenähnlichen Wesen flog wellenförmig, einmal höher, einmal tiefer.

»Was ist das?« fragte Ennerk Prime.

Derb Ransih warf ihm einen raschen Seitenblick zu und lächelte zufrieden. »Traumhaken.« Damit legte er sich hin, streckte sich lang aus und schloß die Augen.

Lyda fand, daß das ein sehr unpassender Name für ein Lebewesen war, daß mit einem Haken nun wirklich keine Ähnlichkeit hatte. Aber offensichtlich drohte ihnen von diesen Geschöpfen keine Gefahr; sonst hätte sich ihr Führer mit großer Wahrscheinlichkeit völlig anders verhalten. Sie zuckte die Achseln, ließ die Traumhaken aber nicht aus den Augen. Aus der Nähe betrachtet konnte man erkennen, daß sie über sechs einzelne, durchscheinende Flügel verfügten, die sich so rasend schnell auf und ab bewegten, daß kein menschliches Auge

dieser Bewegung zu folgen vermochtet Daher stammte auch das monotone Summen, das sich jetzt verstärkt hatte. Sinnesorgane konnte sie an den Insektenwesen nicht entdecken.

Lyda konnte ein gewisses Mißtrauen nicht ganz unterdrücken, spürte aber irgendwie, daß die Traumhaken tatsächlich harmlos waren. Die fünf Libellenähnlichen schwebten eine Zeitlang über ihnen und schienen sie aus unsichtbaren Augen zu betrachten, dann schwirrten sie auseinander, und jeder einzelne Traumhaken näherte sich einem Menschen. Die Narianerin runzelte erneut die Stirn. Das war ein Verhalten, das ihrer Meinung nach zumindest merkwürdig war und ihre Neugier weckte. Ihr Traumhaken umrundete sie einige Male, dann entschloß sich das Lebewesen offenbar, sich auf ihrem linken Bein niederzulassen. Lyda wollte es erst abwehren, dann aber überlegte sie es sich anders. Das Summen wurde lauter, dann spürte sie ein geringes Gewicht auf ihrem linken Oberschenkel. Zwei hornige Vordergliedmaßen tasteten umher. Lyda zuckte unwillkürlich zusammen, als sie einen kurzen, schmerzhaften Stich verspürte.

In einer Reflexbewegung wollte ihr rechter Arm den Traumhaken beiseite schleudern, doch die Bewegung wurde nicht einmal zur Hälfte ausgeführt.

Die Bewußtlosigkeit griff so rasch nach ihr, daß jede Gegenwehr zwecklos war.

*

Ein paar Sekunden später merkte ein Teil von Lydas Verstand, daß es nicht im eigentlichen Sinne eine Bewußtlosigkeit war. Es war mehr ein Zustand, bei der alle äußeren Sinneseindrücke ausgeschaltet waren. Es existierte nichts außer dem Denken; alles andere besaß keine Realität. Euphorie überschwemmte das Bewußtsein Lyda Mars, und sie gab sich mit Freude dieser Empfindung hin. Das absolute Glück währte eine Ewigkeit, dann verschob sich die Realitätsebene erneut. Die Euphorie blieb, aber jetzt kamen phantastische Bilder hinzu. Plötzlich erlebte sie Sarym mit den Augen eines Gummitieres, mit den Poren eines Manna-Baums, mit den Laufnerven eines Pflanzentieres, das durch Umverteilung seines gespeicherten Wassers seinen Körperschwerpunkt vorverlegte und sich so fortbewegte, um andere Regionen aufzusuchen, in denen es mehr Nahrung gab. Sie befand sich auf der Existenzebene des Schwamm-Mooses, konnte spüren, wie sich seine Kapillar-Systeme weiteten, wenn Regen niederging. Sie fühlte mit den Außentastern eines Gummiblattes, das

durch den Wind hin und her geschaukelt wurde, roch mit den Duftnerven eines Zweigtentakels, der nach einem Sexualpartner Ausschau hielt, schmeckte mit den Knospen einer Sandkrabbe, die sich nach Salzwasser sehnte. Sie war eins mit Sarym und seinem vielfältigen Leben.

Dann, von einer Sekunde zur anderen, war sie wieder Lyda Mar, Narianerin und Terranautin, ein *Mensch.*

Sie schlug die Augen auf, sah den Traumhaken nach, hörte ihr Summen noch, als sie längst verschwunden waren. Jetzt verstand sie auch den seltsamen Namen. Traumhaken. Sie lächelte, war innerlich erfüllt mit Glück und Zufriedenheit. Ihre Hand tastete zu dem winzigen Loch, das das libellenähnliche Wesen in ihrer Hose hinterlassen hatte, und ihr Finger fühlte einen Tropfen Blut. Der Traumhaken hatte ihr einen wundervollen Traum geschenkt und sich dafür von ihrem Blut genährt. Nein, gefährlich waren diese Lebewesen wirklich nicht, ganz im Gegenteil. Jetzt konnte sie auch verstehen, warum Derb Ransih sich so entspannt ausgestreckt hatte, als die Traumhaken erschienen waren.

Neben ihr kamen Prime, Vangralen und Oh langsam in die Höhe. Der stämmige Vangralen stöhnte unterdrückt und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Verwirrt sah er von einem zum anderen.

»Was war denn das?«

Der Stand der Sonne hatte sich nicht verändert; es konnten höchstens ein paar Minuten vergangen sein.

»Ich hab’ nicht die geringste Ahnung. Wir müssen bewußtlos gewesen sein.« Offenbar fielen ihm erst jetzt die Traumhaken ein. »Es müssen diese verdammten Biester gewesen sein …«

»Ich verstehe euch nicht ganz«, kam es langsam von Lydas Lippen, und sie schüttelte den Kopf. »Erinnert ihr euch nicht?«

»Woran denn?« lautete Suzannes verständnislose Gegenfrage.

»An den Traum, an die Visionen, an die Euphorie.«

Prime kniff die Augen zusammen und musterte sie aufmerksam. »Geht es dir gut?«

»Wunderbar«, sagte Lyda, und sie meinte es wirklich ehrlich. »Ich hab’ mich noch nie so gut gefühlt. Aber ihr müßt es doch auch gespürt haben …«

Zwei Männer und eine Frau schüttelten synchron den Kopf. Derb Ransih erhob sich langsam und trat auf sie zu.

»Aber ich verstehe dich«, sagte er ruhig. Offenbar hatte er ihr Gespräch mitgehört. »Achte nicht auf ihre Worte.« Er warf Vangralen,

Prime und Oh einen seltsamen Blick zu, in dem etwas wie Mitleid lag. »Sie reagieren nicht so auf die Traumhaken wie wir. Es sind keine Mittler.«

Mit diesen Worten griff er nach seinem Vorratsbeutel, warf ihn über die Schulter und sah sie auffordernd an. Lyda erhob sich ebenfalls, und sie spürte dabei die Blicke der drei anderen Terranauten fast körperlich.

Was hatte Ransih mit seiner Erklärung gemeint? Sie sind keine Mittler …, hallte es in ihr wieder. Plötzlich erinnerte sie sich daran, daß sie als einzige an Bord des Kurierschiffes Kontakt mit dem Eigenbewußtsein des Suchers hatte aufnehmen können.

Bedeutete das, daß sie eine zusätzliche Begabung hatte, außer ihrer Treiberkraft, eine Fähigkeit, von der sie bisher noch nichts geahnt hatte und die nicht von der Anti-Strahlung Norvos eliminiert wurde?

Hatte sie das Talent zur Mittlerin …?

*

Boten die von den Traumhaken vermittelten Visionen eine Möglichkeit, um herauszufinden, wer die besondere Befähigung zum Mittler besaß? Lyda hatte eindeutig anders reagiert als ihre Gefährten, was Prime, Vangralen und Oh zu beunruhigen schien. Ransih *war* ein Mittler, und er hatte ähnlich auf den von den Libellenähnlichen induzierten Traum reagiert wie sie selbst. Aber er war offensichtlich nicht ganz richtig im Kopf. Konnte auch ein geistig Normaler zum Mittler werden? Oder war damit, wie bei Ransih, ein Intelligenzschwund verbunden?

Lyda fröstelte und brachte plötzlich ein gewisses Maß an Verständnis dafür auf, daß ihr die anderen Terranauten ein wenig zu mißtrauen schienen. Wurde sie ebenso wie Ransih …?

Andererseits spürte sie immer noch die Leere in sich, dort, wo die Treiberfähigkeiten ihren Ursprung hatten. Da war nichts, gar nichts. Nicht die geringste Andeutung einer zurückgekehrten oder einer neuen, bisher unbekannten PSI-Kraft. Hatte sich Ransih geirrt? Hatte er die modifizierte Art ihrer Reaktion einfach falsch eingeschätzt?

Irgendwie war Lyda gleichzeitig von dem Gedanken, ebenfalls Kontakt mit dem Leben von Sarym aufnehmen zu können, fasziniert und abgestoßen. Es war alles so unsagbar *fremd* … Setzte sie aber die Nüchternheit ihres Verstandes ein, dann mußte sie sich eingestehen, daß ihre möglicherweise vorhandene Begabung zur Mittlerin etwas ganz entscheidend vereinfachen konnte: die Kontaktaufnahme mit

dem Sucher des zurückkehrenden Kurierschiffes. Dann nämlich war es nicht mehr notwendig, daß ein anderer Mittler aus ihrem Gedächtnis das nötige Kontaktmuster entnahm, was zeitraubend und nicht unkompliziert war. Sie konnte dann die gebildete Loge selbst leiten.

Ihr war klar, daß das alles nicht viel mehr als Spekulationen waren. Klarheit konnte sie erst gewinnen, wenn sie das Dorf der Surinen erreichten, zu dem Ransih sie führte, und dort mit einem geistig Gesunden sprechen konnten, der mehr von diesen Dingen verstand.

Nicht nur sie fieberte diesem Augenblick entgegen. Auch Prime, Vangralen und Oh konnten es kaum noch erwarten, endlich in der Siedlung einzutreffen.

Gegen Abend dieses Tages hatte sich Suzanne Oh offenbar dazu entschlossen, sich diesmal Onnegart Vangralen zuzuwenden. Lyda gestand sich nicht das Recht zu, die Schwarzhaarige zu verurteilen. Sie wußte nur zu genau, daß für Suzanne völlig andere Moralbegriffe galten als für sie. Sie war auf Naria aufgewachsen, einer fast schon puritanisch zu nennenden Welt mit einer entsprechenden Moral und Ethik. Ihre Erziehung hatte andere Prinzipien zur Grundlage gehabt als die von Suzanne. Dennoch vermochte sie die Tatsache zu akzeptieren, daß es auch in Fragen der Sexualität andere Verhaltensweisen gab, als sie gewohnt war – und die deswegen nicht schlechter sein mußten. Lyda akzeptierte und tolerierte Suzanne so, wie sie war; aber das war etwas ganz anderes, als die Moralvorstellungen der Schwarzhaarigen zu übernehmen.

Das, was sie im Dorf der Surinen erwartete, entschied über ihr weiteres Schicksal – so oder so. Lyda hoffte nur, daß es in dieser Siedlung wirklich jemanden gab, mit dem man sprechen konnte. Hoffentlich war der Geisteszustand von Derb Ransih eine Ausnahme …

*

Als sie am nächsten Morgen erwachten, erwartete sie eine Überraschung, auf die Oh, Prime und Mar erschrocken, der stämmige Vangralen belustigt reagierten.

In den vergangenen zwei Tagen war ihre Kleidung durch den ständigen Kontakt mit der Vegetation Saryms und damit mit seinem gespeicherten Wasser längst grün geworden. Sie hatte es zur Kenntnis genommen; richtig bewußt geworden waren ihnen die Zusammenhänge aber nicht. Selbst an das grüne Antlitz ihres Führers hatten sie sich inzwischen gewöhnt, obwohl es sie bei ihrer ersten

Begegnung so irritiert hatte.

Lyda rieb sich den Schlaf aus den Augenwinkeln und beobachtete dann den hochgewachsenen Ransih, der den Inhalt seines Beutels überprüfte und ihn dann schulterte. Erst nach einigen Minuten bemerkte sie, daß sie von Ennerk Prime besorgt gemustert wurde. Sie lächelte.

»Stimmt etwas nicht?«

Der Treiber runzelte die Stirn und trat näher an sie heran.

»Ich weiß nicht …«, begann er langsam. »Fühlst du dich gut?«

Die Narianerin hob verwundert die Augenbrauen. »Ja, bestens. Warum fragst du?«

»Dein Gesicht …«

»Ja?«

»Es ist grün.«

Irgend etwas in Lydas Schädel stellte sofort einen Zusammenhang mit Derb Ransih, seiner Mittlerbegabung, seiner grünen Hautfarbe und seinem Intelligenzschwund her. Sie erschrak zutiefst, dann sah sie plötzlich Ennerk Prime genauer an. Suzanne Oh kam hinzu.

»Mein Gott!« platzte es aus ihr heraus, und tiefe Besorgnis grub sich in ihre Züge. »Wie seht ihr denn aus?«

»Du bist ebenfalls grün angelaufen«, kam es langsam von Lydas Lippen, die immer noch Prime anstarrte und die Bemerkung Suzannes gar nicht wahrgenommen zu haben schien. »Was … was hat das zu bedeuten?«

Sie drehte sich zu Suzanne um, die die Augen weit aufgerissen hatte. »Und du auch!«

Das schallende Gelächter von Onnegart Vangralen wirkte wie ein Kommando an die anderen Terranauten, sich ihm zuzuwenden.

»Wenn ihr wüßtet, wie ihr ausseht …«, gluckste er und grinste über sein ganzes Gesicht. »Ihr scheint euch langsam in Gummitiere zu verwandeln …«

Der Surine war inzwischen marschbereit. Er sah einen nach dem anderen von ihnen an und machte eine Miene, die deutlich zum Ausdruck brachte, daß er überhaupt nichts verstand. Daß er in keiner Weise auf ihre Veränderung reagierte, ließ Lyda plötzlich vermuten, daß sie es hier mit einem Phänomen zu tun hatten, das ihm bekannt und zudem ungefährlich war. Sie lächelte, erst zögernd, dann fast ebenso breit wie Vangralen.

»Wenn wir einen Spiegel hätten, dann würde ich zu gern dein dummes Gesicht sehen, wenn du einen Blick hineinwirfst.«

Sein Grinsen fror ein, dann tasteten seine Hände in einem Reflex zur

Nase, Wangen und Lippen.

»Bin ich etwa auch …?«

Prime, Mar und Oh nickten synchron, dann lachten sie.

»Es ist wahrscheinlich die von den Pflanzen gespeicherte grüne Flüssigkeit.« Auch Prime tastete nach seinem Gesicht. »Alles, was damit in Kontakt kommt, wird grün. Wie wir. Und die hierherdeportierten Treiber und Terranauten. Ich vermute, es sind nur die obersten, sich ohnehin abschuppenden Hautschichten, die von dieser zwangsweisen Einfärbung betroffen sind. Wenn wir Sarym verlassen, wird sich das Grün mit der Zeit verlieren.«

Das erinnerte sie wieder daran, daß sie sich auf den Weg machen mußten. Derb Ransih murmelte irgend etwas, das niemand von ihnen verstehen konnte. Lyda vermutete sicher nicht zu Unrecht, daß das seine Methode war, das seltsame Verhalten seiner Schützlinge zu kommentieren.

Am Abend dieses dritten Tages erreichten sie das Dorf.

*

Sie sahen auf den ersten Blick, daß sie ihr Ziel erreicht hatten, aber es war wohl die bizarrste Siedlung, die die Terranauten jemals zu Gesicht bekommen hatten.

Die Surinen hatten es auf einer besonders großen Lichtung errichtet, die erst zu erkennen war, wenn man unmittelbar davorstand. Undeutliches Stimmengewirr und das fröhliche Schreien von Kindern drangen an ihre Ohren. Rings um die Lichtung befanden sich Manna-Bäume, jeweils fast drei Meter groß. Noch niemals zuvor waren sie auf eine derartige Ansammlung dieser Nahrungsbäume gestoßen. Hatte man diese organische Barriere hinter sich gebracht, dann war man schon so gut wie im Dorf selbst.

Lyda wußte nicht genau, was sie eigentlich erwartet hatte, aber das, was ihre Augen jetzt wahrnahmen, übertraf alle ihre Phantasien bei weitem. Riesige Pflanzen, die sie noch nie zuvor gesehen hatte, waren beinahe gleichmäßig über die Lichtung verteilt. Es waren mindestens vier bis fünf Meter hohe grüne, kugelförmige Leiber, ähnlich denen von Manna-Bäumen, die sich in der Mitte aufgespaltet hatten. Der Spalt war breit genug, um einem normalgewachsenen Menschen einen bequemen Zugang ins Innere zu ermöglichen, das offenbar hohl war. Die Spalten wurden halb verdeckt von hautlappenähnlichen Gebilden von einem etwas dunkleren Grün, die im leichten Wind sanft hin und her schwangen. Sie sahen, wie sich ein Traumhaken von der

schwammigen Oberfläche löste, und verfolgten ihn mit ihren Blicken. »Lebende Pflanzenhäuser«, flüsterte Vangralen und riß die Augen weit auf. »Ich habe mit allem gerechnet, aber nicht damit.«

Die Verbundenheit der Surinen mit der Ökologie Saryms ging noch wesentlich weiter, als Lyda je vermutet hätte. Sie schloß keinen Lebensbereich aus, nicht einmal das Wohnen. Der Anblick, der sich ihnen bot, war so faszinierend, daß die Narianerin die sich ihnen nähernden Männer, Frauen und Kinder erst bemerkte, als sie schon fast vor ihnen stand. Alle waren sie grün, manche mehr, andere weniger. Aber die Blicke, die sie ihnen zuwarfen, hatten mit denen Derb Ransihs nur geringe Ähnlichkeit. Lyda fiel ein Stein vom Herzen, als sie erkannte, daß sie es hier nicht mit Verrückten zu tun hatten, nicht mit Menschen, die einen gehörigen Teil ihrer Intelligenz verloren hatten, sondern mit Normalgebliebenen.

Sie warf einen raschen Seitenblick zu ihren Gefährten. Auch Prime, Vangralen und Oh waren zu diesem Schluß gekommen, und die Erleichterung spiegelte sich ganz deutlich in ihren Zügen wider.

»Ransih!« rief eine dröhnende Stimme, und ein schwergewichtiger Mann mit einem dunkelgrünen Bart trat aus der Menge der wartenden Surinen ein paar Schritte auf sie zu. »Derb Ransih. Er ist es. *Er ist es!«* Er schüttelte den Kopf, als könne er es kaum fassen. Lyda runzelte die Stirn, und sie sah auch die Verwirrung in den Gesichtern ihrer Kameraden. Niemand schien von ihnen Notiz zu nehmen. Es war, als existierten sie überhaupt nicht …

»Verdammt, er ist es wirklich!« Der Bärtige stürmte vor und umarmte Ransih so kräftig, daß ihr Führer aufstöhnte und sich mühsam aus der Umklammerung befreite.

»Wo hast du bloß gesteckt? Wir haben dich überall gesucht.« Er überlegte. »Es müssen jetzt fast drei Monate her sein. Himmel und Hölle! Du bist der erste, der hier je wieder aufgetaucht ist.«

Derb Ransih wehrte sich gegen diese aufdringliche Form der Begrüßung, aber er konnte nicht verhindern, daß er von dem Bärtigen in dessen Freude einfach mitgezerrt wurde. Bald war er ihren Blicken inmitten einer jubelnden Menge von Surinen entschwunden.

Prime sah die anderen Terranauten groß an. »Jetzt werd' ich aber gleich verrückt! Was hat das nun schon wieder zu bedeuten?«

»Sie meinen es nicht böse«, sagte eine tiefe Stimme zu ihrer Rechten. Die Terranauten drehten sich wie auf ein Kommando um. Offenbar hatten sich aus der wartenden Gruppe von Surinen zwei Männer gelöst, ohne von ihnen bemerkt worden zu sein.

»Mein Name ist Damon Credock«, stellte sich der größere der beiden

vor und deutete ein Nicken an. »Das ist Aschan Herib. Ich glaube«, Credock lächelte freundlich, »ihr habt eine Menge Fragen.« Mit der rechten Hand deutete er einladend weiter ins Dorf hinein. »Kommt mit zu meinem Wohnbaum. Dort haben wir es gemütlicher.«

*

Damon Credock war ein Mann von vielleicht vierzig Jahren. Sein faltiges Gesicht war ebenso grün wie das von Aschan Herib; seine Augen waren braun und hatten einen warmen Ausdruck. Seine Lippen waren dünn, und er hatte die Angewohnheit, die untere beim Sprechen gelegentlich vorzustülpen.

Aschan Herib schien ein paar Jahre jünger als Credock zu sein. Er hatte irgend etwas von einem in sich gekehrten Philosophen an sich, fand Lyda, ein Eindruck, den sein manchmal trauriger Blick noch verstärkte. Beide wirkten ruhig und gelassen, und es schien ihnen auf den ersten Blick klar gewesen zu sein, daß sich Prime, Vangralen, Oh und Mar noch nicht lange auf Surin/Sarym aufhalten konnten.

»Eure Mienen sind deutlicher, als es Ausweise je sein könnten«, erklärte Credock lächelnd auf die entsprechende Frage Suzanne Ohs.

Das Innere des Wohnbaums war fast noch skurriler, als die Pflanze von außen betrachtet wirkte. Sie war tatsächlich hohl, und aus den Wänden wuchsen Vorsprünge, die ihnen als Sitzgelegenheiten dienten. Zu ihren Füßen befand sich ein dicker, annähernd siebzig Zentimeter hoher Wulst, der sich nach oben hin verbreiterte; zweifellos der Tisch des Hauses. Lyda nahm dies alles nur am Rande wahr; ihre Gedanken beschäftigten sich mit ganz anderen Dingen.

»Dieser Derb Ransih …«

Aschan Herib lachte auf eine sympathische Weise und winkte ab. »Ich kann eure Verwirrung sehr gut verstehen. Ihr könnt das, was hier vor einigen Monaten geschah, nicht wissen.« Seine Miene verdüsterte sich plötzlich, und auch die Züge Credocks nahmen einen anderen Ausdruck an. Die Terranauten spürten, daß sie hier etwas angesprochen hatten, was sehr unangenehm, vielleicht sogar tabu war.

»Derb Ransih gehört zu unserem Dorf, und er ist ein Mittler wie wir.«

Lyda zuckte unmerklich zusammen, dann nickte sie.

»Hm, vielleicht ahnt ihr inzwischen schon, wie wichtig Mittler für eine Gemeinschaft wie die unsrige sind. Sie besorgen das Essen, sie lassen die Wohnbäume in dieser Form wachsen, sie schützen die Gemeinschaft vor Gefahren.«

Credock nickte, während Herib eine kurze Pause einlegte und nachdachte. »Damals, vor einigen Monaten, verschwand Derb Ransih nur wenige hundert Meter von dieser Siedlung entfernt. Eine Suche nach ihm war erfolglos, und wir haben nie wieder etwas von ihm gehört – bis heute. Vielleicht versteht ihr jetzt unsere Freude und auch, warum man euch, Neuankömmlinge auf Surin, einfach übersehen hat. Wie gesagt, es war bestimmt nicht böse gemeint.«

Vangralen gab einen undefinierbaren Laut von sich und beugte sich ein wenig vor. »Aber wie kann ein Mensch einfach so verschwinden?«

Credock und Herib warfen sich einen raschen Blick zu.

»Nun ja, das ist, um ganz ehrlich zu sein, ein Thema, über das hier bei uns fast nie – oder zumindest nur sehr selten – gesprochen wird. Der Vorgang, daß ein Mensch einfach so ohne einsichtigen Grund verschwindet, ist so neu für uns nicht. Schon vor Ransih sind Surinen verschwunden, nicht aus unserer Siedlung, aber aus anderen Dörfern. Und sie sind fast nie wieder aufgetaucht.«

»Aber das muß doch einen Grund …«

»Wir kennen ihn nicht«, unterbrach ihn Credock eine Spur zu rasch. »Wir wissen nur, daß die wenigen Wiederaufgetauchten nicht mehr so sind wie früher.«

»Ransih ist verrückt«, sagte Lyda leise und nachdenklich. Damon Credock nickte wieder.

»Ja, und vielleicht haben sogar seine Mittlerfähigkeiten abgenommen.« Er stülpte die Unterlippe vor. »Das wäre zwar nicht besonders schlimm, aber doch sehr schade. Mittler sind immerhin recht selten.«

Lyda zuckte erneut zusammen.

»Selten?« echote sie. »Wie selten?« Der drängende Tonfall ihrer Stimme ließ beide Surinen aufhorchen.

»Nun.« Herib hob kurz beide Arme an. »In diesem Dorf gibt es außer Ransih und Verona Ymurin nur noch Credock und mich.«

»Und in anderen Dörfern?« hakte Prime nach und kniff die Augen zusammen. Lyda hatte plötzlich das Gefühl, als umklammere eine eisige Hand ihr Herz.

Credock zuckte mit den Achseln. »Das wissen wir leider nicht so genau. Die Verhältnisse werden dort vermutlich ähnlich sein.«

Die Narianerin holte tief Luft. »Also etwa drei oder vier Mittler pro Siedlung?« vergewisserte sie sich. Credock und Herib nickten erstaunt.

»Warum ist das so wichtig für euch?« erkundigte sich Credock. »Seid froh, daß ihr noch lebt und euch die Grauen Garden nicht umgebracht haben. Ich bin vor jetzt fast zehn Jahren nur knapp davongekommen.

Ich wurde schon zum Exekutionsplatz geführt, als es sich die kommandierende Queen doch noch einmal anders überlegte und mich deportieren ließ. Seitdem lebe ich hier, und es geht mir nicht schlecht.«

»Es hat einen ganz bestimmten Grund«, sagte Ennerk Prime ernst, streifte Lyda Mar kurz mit seinem Blick, holte tief Luft und begann zu erzählen.

Er begann mit der großen Treiberverfolgung, berichtete von den Aktionen der Terranauten und schließlich von dem Anschlag auf das Materiallager der Grauen auf Naria. Er schilderte die Verhaftung, den Flug ins Norvo-System, den verrückt spielenden Computer an Bord des Kaiserkraft-Schiffes. Er beschrieb die Station Outpost, die den siebten Planeten des Systems umkreiste, ihr Entsetzen, als sie merkten, daß ihre PSI-Fähigkeiten nachließen, und dann erfuhren, daß dafür die Sonne Norvo mit einer eigentümlichen Strahlungskomponente verantwortlich war. Er ließ auch ihre Resignation nicht aus, bis Lyda auf die Idee kam, mit Hilfe von Mittlern eine Loge zu bilden, mit der man Kontakt mit dem Eigenbewußtsein des Suchers aufnehmen konnte.

Während seiner betont knapp gehaltenen Erklärung bekamen Credock und Herib rote Flecken im Gesicht, äußerliches Zeichen ihrer inneren Erregung.

»Wir hatten damit gerechnet, von den Grauen überwacht zu werden«, entgegnete Credock ein wenig heiser. »Aber das, was ihr uns jetzt erzählt habt, klingt einfach unglaublich.« Er räusperte sich. »Es besteht also tatsächlich die Möglichkeit, wieder von Sarym zu fliehen?«

Lyda nickte nachdrücklich und schluckte hart. »Ich bin davon überzeugt. Wir vier haben nur den Auftrag herauszufinden, wie die eigentliche Befreiung aller Gefangenen möglichst ohne viel Blutvergießen bewerkstelligt werden kann. Wir wissen, daß die Überwachung nicht sonderlich stark ist, und die Koordinaten von Sarym kennen wir jetzt ebenfalls. Wenn wir dieses Wissen nach Aqua tragen können, ist eure Befreiung gesichert.«

Draußen wurde es jetzt zusehends dunkler. Im Innern des Wohnbaums jedoch änderten sich die Lichtverhältnisse nur unwesentlich. Lyda brauchte eine ganze Weile, bis sie entdeckte, auf was das zurückzuführen war. Die Innenwände der Pflanze, in der sie sich aufhielten, begannen, in einem kalten Licht zu glänzen.

Ein paar Minuten lang blieb es still. Die Terranauten warteten gespannt auf die Reaktionen Credocks und Heribs. Der Ältere hatte

den Kopf gesenkt und murmelte etwas Unverständliches. Aschan Herib hingegen hatte sich zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Seine Lippen bebten. Damon Credock schüttelte, mehrmals den Kopf, dann sah er die Terranauten der Reihe nach an.

»Entschuldigt bitte«, sagte er leise und mit deutlicher Heiserkeit. »Aber das kommt alles so … überraschend.« Wieder schüttelte er den Kopf und versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. »Ich … Ich kann es einfach nicht fassen! Und es hat sich soviel geändert. Ich muß die Informationen, die ihr mitgebracht habt, erst verdauen.«

Aschan Herib räusperte sich; seine Augen glänzten. »Es existiert also ein offener Widerstand gegen die Grauen und das Konzil. Ihr seid die ersten neuen Gefangenen seit rund zwei Jahren, auf die wir persönlich treffen. Von anderen Dörfern haben wir schon gehört, daß sich im Sternenreich etwas tut, aber das …« Er holte tief Luft. »Es ist einfach … Phantastisch!«

Damon Credock nickte langsam und knetete seine Hände. »In diesem Dorf gibt es nicht genug Mittler, um eine Loge zu bilden«, sagte er schnell und dachte angestrengt nach. »Aber in ein paar Tagen findet so etwas wie eine Vollversammlung statt, zu der alle Gefangenen von Surin – oder Sarym – kommen werden. Die Vollversammlung ist unser planetares Entscheidungsgremium, müßt ihr wissen. Ich schlage vor, ihr erläutert dort noch einmal euren Plan.« Mit der rechten Faust hieb er auf den tischähnlichen Pflanzenwulst. Es schmatzte. Grinsend sah er Herib an. »Ich glaube, ihre Geschichte wird der Knall sein!«

»Wir haben noch rund dreieinhalb Wochen Zeit«, erinnerte Ennerk Prime. »Wird das ausreichen?«

Credock nickte. »Wir werden hier in drei Tagen aufbrechen, die Reise selbst dauert noch einmal drei Tage. Macht zusammen nicht ganz eine Woche. Die Zeit reicht allemal!«

Vangralen stieß einen tiefen Seufzer aus und lehnte sich zurück. »Es ist geschafft!« kam es leise von seinen Lippen.

Aschan Heribs Lächeln fror plötzlich ein, dann runzelte er nachdenklich die Stirn.

»Wenn es nur mehr Mittler gäbe. Hm, es ist also eine bestimmte Strahlung der Sonne, die die PSI-Fähigkeiten eliminiert. Wir anderen sind ja alle im Tiefschlaf hierhergekommen und waren auf Spekulationen angewiesen.« Er legte eine kurze Pause ein. »Aber diese Strahlung scheint nicht jede PSI-Fähigkeit vollkommen auszuschalten. Oder aber, sie modifiziert sie nur. Merkwürdig ist aber, daß fast nur hier auf Surin geborene Menschen Mittler geworden sind – und auch

von ihnen nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz. Credock und ich sind eigentlich die Ausnahme, nicht die Regel.«

Vangralen beugte sich ruckartig vor. »Es gibt also Menschen, die erst hier auf Sarym geboren wurden?«

Credock und Herib nickten verwundert. »Ja.«

Der Stämmige sah seine Gefährten an. »Das bedeutet, daß Sarym nicht erst seit der großen Verfolgungs- und Verhaftungswelle ein Gefängnisplanet ist.« Er wandte sich wieder den Surinen zu. »Habt ihr eine Ahnung, wie lange schon Deportierte auf dieser Welt leben?«

»Nicht genau«, sagte Credock und stülpte die Unterlippe vor. »Aber manche leben schon in der sechsten, siebten oder achten Generation auf diesem Planeten. In diesen Generationen gibt es übrigens auch die meisten Mittler. Na, ich schätze, daß es hier schon seit mehr als hundert Jahren Menschen gibt.«

»Waren die ersten Verbannten auch Treiber?« fragte Prime rasch. Lyda sah den Untersetzten an. Sie verstand den Sinn der Frage nicht ganz.

Herib nickte. »Wir wissen es nicht genau, aber wir vermuten es. Warum?«

Prime fuhr sich mit der Hand über den Schädel. »Weil es Kaiserkraftschiffe erst seit kurzem gibt. Davor aber waren die Treiber lebenswichtig für die interstellare Raumfahrt. Solche Leute schickte man nicht einfach in die Verbannung …«

»Hm«, machten Credock und Herib gleichzeitig. Lyda räusperte sich und sah den Vierzigjährigen Credock an. Er erwiderte den Blick aus seinen braunen Augen, und für einen Augenblick fühlte die Narianerin, wie etwas in ihr warm wurde.

»Wie stellt ihr eigentlich fest, wer sich zum Mittler eignet und wer nicht?«

Credock zuckte mit den Achseln. »Eine wirklich sichere Methode gab es nicht, aber wir haben die Traumhaken. Das sind …«

»Wir kennen sie«, unterbrach ihn Lyda aufgeregt und erzählte von ihrem Erlebnis. Credock hörte ihr schweigend zu und nickte dann langsam.

»Vielleicht hat Ransih recht, und du eignest dich wirklich dazu. Es wäre ein wirklich glücklicher Zufall. Der Kontakt mit diesem … Eigenbewußtsein wäre wesentlich einfacher.« Er überlegte. »Wenn du wirklich Talent hast, dann könnte ich dich lehren, diese Gabe richtig einzusetzen. Bis zur Versammlung ist noch Zeit genug.«

»Ich kann es noch gar nicht fassen«, sagte Herib in einem schwankenden Tonfall, »daß jetzt wirklich alles vorbei sein soll. Eine

Befreiung! Mein Gott, das ist …«

In diesem Augenblick stürmte ein Mann in den Wohnbaum. Sein Atem ging keuchend, und auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck, als sei der Teufel höchstpersönlich hinter ihm her.

*

»Meine Frau«, brachte der Neuankömmling mühsam hervor. »Sie …«

Damon Credock und Aschan Herib warfen sich einen kurzen Blick zu, dann sprangen sie auf.

»Wir kommen.«

Lyda sah ihre Gefährten an, die ebensowenig begriffen wie sie selbst. Die drei Surinen verließen den Wohnbaum, ohne mit den Terranauten noch ein einziges Wort zu wechseln. Sie zögerten, dann kamen sie ebenfalls auf die Beine.

»Was kann geschehen sein?« fragte Suzanne unruhig. Prime zuckte mit den Achseln, während er versuchte, mit den Surinen Schritt zu halten. »Ich hab' nicht die geringste Ahnung. Aber etwas Angenehmes wird es wohl kaum sein …«

Norvo war bereits hinter dem Horizont versunken, die Sterne standen am Himmel – und Arioch, der wie ein böses Omen über ihnen hing.

Credock und Herib steuerten mit dem anderen Surinen auf einen etwas abseits stehenden Wohnbaum zu. Die Terranauten stellten fest, daß auch die Außenflächen der Pflanzen zu leuchten begonnen hatten, wenn auch nicht so stark wie die Innenbereiche.

Aufgeregte Stimmen drangen an ihre Ohren, und sie erkannten schon von weitem, daß vor dem betreffenden Wohnbaum eine Menschentraube hing. In der Narianerin breitete sich ein düsteres Gefühl aus. Was hatte das alles zu bedeuten?

Die Surinen machten ihnen sofort Platz, als sie Credock und Herib erkannten, die nicht zur Seite blickten, sondern, ohne zu zögern, eintraten. Die Terranauten folgten ihnen.

Das Innere dieser Pflanze war etwas geräumiger. Auch hier war das Mobiliar organisch, ein Teil des Baumes selbst.

»Ist …, ist sie noch zu retten?« fragte der Mann, in dessen Augenwinkeln Lyda Tränen entdeckte. Er deutete nervös auf die etwa fünfunddreißigjährige Frau, die auf einem Vorsprung lag. Ihr Körper war mit einer grünen Decke aus Pflanzenfasern eingehüllt; ihr Kopf lag auf der Seite, die Augen waren geschlossen.

Lyda konnte nur mit Mühe einen spitzen Schrei unterdrücken, als

sie in die Züge der Frau sah. Ihr Antlitz war aufgedunsen, regelrecht aufgequollen. Überall hatten sich Pusteln und kirschgroße Geschwüre gebildet, aus denen Eiter sickerte. Ihre Haare klebten an der schweißbedeckten Stirn, der Körper wand sich vor unsagbaren Qualen hin und her.

Lyda wandte rasch den Blick ab und atmete, schwer, fast so schwer wie die kranke Surinin, die offenbar die Frau des Mannes war, dessen Namen sie nicht kannten. Nach ein paar Sekunden hatte die Narianerin den ersten Schock überwunden.

»Ich weiß es nicht«, gab Credock leise zu und schloß seine linke Hand um den Oberarm des jetzt schluchzenden Mannes. »Gestern hat es noch ausgesehen, als hätte sie es überwunden. Marc, du weißt selbst, wie der Schimmel ist. Man weiß es nie …«

»Schimmel?« flüsterte Suzanne fast unhörbar. Während sich Aschan Herib neben dem spartanischen Lager der Kranken niederkniete, drehte sich Credock kurz zu den Terranauten um, die kaum zu atmen wagten.

»Fluoreszenzschimmel«, erklärte er knapp. »Ein Parasit, der vom Südkontinent stammt und von dort beheimateten Tieren hier eingeschleppt wurde. Er scheint ungeheuer anpassungsfähig zu sein. Er befällt einige hiesige Pflanzenformen und auch einige Arten der Gummitiere.« Er stockte. »Seit ein paar Jahren macht er auch vor Menschen nicht halt, obwohl unser Gen-Muster sich von dem des Surin-Lebens völlig unterscheiden muß. Zwar stirbt der Schimmel relativ rasch ab, wenn er einen Menschen befallen hat, und das deutet darauf hin, daß die Anpassung noch nicht vollständig ist. Aber«, er blickte die Kranke an, »nicht selten stirbt der Befallene noch vor dem Schimmel …«

Onnegart Vangralen preßte hart die Lippen aufeinander. Lyda Mar hatte noch eine Frage, aber sie stellte sie zurück, als sich Credock neben Herib niederließ. Beide stimmten einen fast mystisch klingenden, leisen Gesang an und versanken langsam in Trance. Jetzt, da Lyda wußte, wonach sie zu suchen hatte, sah sie es auch. Das, was sie vorher für Verunreinigungen im Gesicht der Kranken gehalten hatte, gewann nun eine andere Bedeutung. Der Schimmel wirkte wie feiner grüner Flaum, und wenn man genauer hinsah, dann hatte es den Anschein, als leuchte er von innen heraus. Dieses Fluoreszieren hatte ihm auch die Bezeichnung eingebracht: Fluoreszenzschimmel. Sie fröstelte.

Die beiden Mittler lösten sich wieder aus der Trance. Credock sah den verkrampft dastehenden Marc traurig an.

»Es hat keinen Zweck«, sagte er brüchig. »Wir bekommen keinen Kontakt. Wir können nur mit dem Leben unseres Kontinents Verbindung aufnehmen und es beeinflussen. Alles, was über das Meer kommt, ist auch für uns fremd.«

»Laßt … laßt uns gehen«, drängte Suzanne plötzlich. »Ich fühle mich … nicht gut.«

»Du brauchst keine Angst zu haben«, stellte Herib ruhig fest. »Von Mensch zu Mensch ist der Schimmel nicht ansteckend.«

Lyda spürte die Verlegenheit Suzannes fast körperlich. Die Schwarzhaarige schüttelte den Kopf, als wenn sie sagen wollte, daß das nicht ihre Befürchtung gewesen sei.

»Damon … Bitte …«

Credock drehte sich um. »Wir können nichts mehr für deine Frau tun, Marc. Hier ist unsere Macht zu Ende.«

Er kniete sich nochmals nieder. Die Kranke bewegte sich jetzt nicht mehr. Lyda kniff die Augen zusammen.

Aschan Herib schluckte, dann breitete er die Arme aus.

»Sie hat es überstanden, Marc. Ihre Qualen sind zu Ende; es ist vorbei.«

Marc starrte die beiden Mittler ein paar Sekunden nichtverstehend an, dann verstärkte sich sein Schluchzen von einer Sekunde zur anderen. Mit einem Ruck drehte er sein Gesicht zur Seite, dann ging er in die Hocke und bedeckte die nun entspannten Züge seiner toten Frau mit seinem Oberkörper.

Schweigend verließen sie den Wohnbaum. Und obwohl sich das Schicksal der vier Terranauten nun endgültig zum Guten hingewendet zu haben schien, schliefen sie in dieser Nacht sehr schlecht.

*

Lyda Mar legte den Kopf in den Nacken, schloß die Augen, genoß den lauen Wind und die warmen Strahlen der Sonne. Nur das leise Rascheln der Blätter und Zweige drang an ihre Ohren, sonst war alles ruhig, still und friedlich. Das Schwamm-Moos schmatzte, als ihr Begleiter einen Schritt zur Seite trat, und sie drehte sich um und legte einen übertrieben bösen Ausdruck in ihre Züge.

»Mußt du immer soviel Krach machen?«

Damon Credock lachte.

»Sarym ist eine schöne Welt«, sagte Lyda leise und ließ ihren Blick schweifen. »Ich habe so etwas Exotisches noch nie zuvor gesehen. Hier ist alles anders, als ich es von den Welten des Sternenreiches her

kenne.«

Sie waren allein; das Dorf der Surinen lag etwa einen Kilometer hinter ihnen. Lyda vermißte Vangralen, Prime und Suzanne Oh nicht; in ihrer Nähe fühlte sie sich oft unsicher und nervös, obwohl sie nicht zu sagen vermochte, warum. Bei den Tests, die der Mittler mit ihr durchführte, hätten die anderen Terranauten nur gestört. Vielleicht, dachte sie, durchstreiften sie jetzt auch die Umgebung des Dorfes, geführt von einem erfahrenen Surinen.

»Du hast recht«, stimmte ihr Credock zu und lächelte. »Und auch wieder nicht. Hier ist tatsächlich alles anders. Wir haben durch unsere Fähigkeiten und die überaus seltsame Ökologie die Möglichkeit, *mit* der Natur zu leben und nicht *gegen* sie. Unsere Nahrung erhalten wir von den Manna-Bäumen, unsere Wohnungen lassen wir wachsen, indem Mittler wie Herib und ich in das offene Gen-Muster von Heim-Bäumen eingreifen. Vielleicht wirkt unser Leben auf dich und deine Gefährten aber ein wenig zu idyllisch. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Es gibt Gefahren. Einige hast du schon selbst zu Gesicht bekommen. Den Fluoreszenzschimmel zum Beispiel, oder einige vom Südkontinent über das Meer hierher gekommene Tierarten, die auch wir Mittler nicht kontakten können und die deshalb unberechenbar bleiben, die Panzerechsen etwa.«

Er lachte erneut. »Nun ja, manchmal neige ich dazu, gewisse Dinge ein wenig zu pessimistisch zu betrachten. Aber ich kann mich noch gut an Menschenwelten des Sternenreiches erinnern, auf denen das Leben sicherlich komfortabler ist, wo es Hilfsmittel für alles und Medikamente gegen jede Krankheit gibt. Bei denjenigen, die hier auf Surin – oder Sarym, ich kann mich einfach, nicht an die neue Bezeichnung gewöhnen – geboren sind, ist das anders.«

Seine Miene umwölkte sich, und Lyda spürte plötzlich, daß sich Damon Credock über irgend etwas Sorgen machte.

»Was bedrückt dich?« fragte sie und legte ihm die Hand auf den Arm. »Du hast doch etwas …«

Er nickte langsam und vermied es, die Narianerin direkt anzusehen. Sein Blick ging in die Ferne.

»Ja«, sagte er. »Wir haben euch vorgestern schon erzählt, daß die meisten Mittler unter den Surinen zu finden sind, deren Eltern, Großeltern und Urgroßeltern schon auf diesem Planeten lebten. Warum, weiß niemand, aber es ist eben so. Und diese Mittler, die hier aufgewachsen sind, haben nicht die richtige Perspektive. Sie kennen andere Welten nur aus den Erzählungen von relativ neuen Gefangenen. Das Konzil, Treiberraumfahrt und Graue Garden sind für

sie Begriffe, deren Inhalt sie sich nicht konkret vorzustellen vermögen. Sie haben einfach keine innere Beziehung dazu, können sie auch nicht haben. Verstehst du?«

Lyda überlegte einige Augenblicke, dann schüttelte sie den Kopf und sah den Surinen fragend an.

»Hm«, machte der. »Was ich sagen will, ist das: Diese Mittler sind Surinen, mit ihrem ganzen Wesen. Ich weiß nicht, wie sie darauf reagieren, wenn wir von ihnen verlangen, uns zu helfen, von Surin/Sarym zu fliehen. Verstehst du immer noch nicht? *Dies ist ihre einzige und wahre Heimat!«*

»Du meinst«, entgegnete sie zögernd, als weigerte sich alles in ihr, ihre Ahnung in Worte zu kleiden, »sie könnten sich weigern, uns zu helfen?«

Credock zögerte ebenfalls, dann nickte er. Er wollte noch etwas hinzufügen, doch plötzlich schien er zu erstarren und in sich hineinzulauschen.

»Es ist etwas geschehen«, kam es halblaut von seinen Lippen. »Ich spüre Unruhe, Aufregung, Nervosität und Angst.«

Wie um seine Worte zu unterstreichen, hörten sie in diesem Augenblick sich eilig nähernde Schritte.

Sie drehten sich gleichzeitig um. Ein grüngesichtiger Surine kam ihnen entgegengelaufen, nach Atem ringend. Credock sah ihn fragend an.

»Ihr müßt sofort zurück ins Dorf«, keuchte der Mann. »Marc …«

»Was ist mit ihm?«

»Er ist verschwunden!«

*

Lyda hatte Mühe, mit Damon Credock Schritt zu halten. Das Marschieren auf dem nachgebenden Schwamm-Moos war schon schwierig genug, das Laufen jedoch erforderte ihre ganze Konzentration. Nun ja, sagte sie sich. Credock hatte auch zehn Jahre Zeit gehabt, es zu lernen. Soviel Zeit würden die Terranauten nicht haben – wenn alles gutging. Während sie aufpaßte, daß ihre Füße nicht umknickten, mit beiden Händen Äste, Zweige und Blätter zur Seite streifte, mußte sie unwillkürlich an die Worte des Mittlers denken. Für sie war es unvorstellbar, daß es hier Menschen gab, die sich möglicherweise nicht zu anderen Menschenwelten zurücksehnten. Sie versuchte, sich in die Lage der Surinen zu versetzen, die hier auf Sarym geboren und aufgewachsen waren, wie ihre Vorfahren, aber es

wollte ihr nicht so recht gelingen. Und selbst wenn diese Grünhäutigen Sarym nicht verlassen wollten, weil es ihre Heimat war, dann mußte es doch möglich sein, sie dazu zu bewegen, den Terranauten zu helfen. Auch sie mußten ein adäquates moralisches Bewußtsein haben, einsehen, daß ein Widerstand gegen das Konzil und die Grauen Garden notwendig war. Sie *mußten* einfach …

Die Narianerin fühlte eine starke Unruhe in sich aufsteigen, und sie beschloß, ihren Gefährten noch nichts davon zu sagen. Wenn alles gutging, war es ohnehin unnötig, aber falls sich die Surinen-Mittler weigerten, mit ihnen eine Loge zu bilden … Sie erschauerte. Dann hatten sie tatsächlich noch Zeit genug, das sichere Laufen auf dem Schwamm-Moos zu lernen.

Ihr Atem ging stoßweise, als sie das Dorf erreichten. Und sie brauchte keinen PSI-Sinn, um die allgemeine Aufregung wahrzunehmen. Menschen rannten hin und her, gestikulierten nervös, riefen sich etwas zu. Aschan Herib, der zweite Mittler, und die drei anderen Terranauten kamen ihnen entgegen.

»Er ist weg«, erklärte Herib, und trotz seiner grünen Hautfarbe war deutlich zu sehen, daß er erblaßt war. »Einfach weg.«

Die Surinen umringten sie jetzt, warteten offenbar auf eine Entscheidung, die die beiden Mittler treffen würden. Lyda hatte längst erkannt, daß Herib und Credock eine wichtige Position in der Gemeinschaft dieses Dorfes innehatten. Sie waren so etwas wie Ortsvorsteher, Bürgermeister. Vielleicht hing ihr Einfluß, den sie auf die anderen Surinen hatten, auch mit ihren besonderen Fähigkeiten zusammen.

Damon Credock wartete ab, bis sich sein Atem wieder einigermaßen beruhigt hatte. »Wo?« fragte er nur.

»Komm mit«, antwortete Aschan Herib dumpf. »Ich zeige es dir.«

Lyda schloß sich ihren drei Gefährten wieder an und folgte den Mittlern zusammen mit den anderen Surinen, auf deren Gesichtern sich Unsicherheit und auch unterdrücktes Entsetzen spiegelten.

»Irgend etwas geht hier nicht mit rechten Dingen zu«, murmelte Onnegart Vangralen an ihrer Seite.

Prime stieß hörbar den Atem aus. »Ein Mensch kann nicht einfach so mir nichts, dir nichts verschwinden«, sagte er zu sich selbst. »Das geht einfach nicht. Für alles gibt es eine vernünftige und einleuchtende Erklärung.«

Lyda wollte ihm widersprechen, ließ es dann aber. Auf Sarym lebten Menschen seit mehr als hundert Jahren, mehr als Zeit genug, um das wiederholte, mysteriöse Verschwinden von Menschen zu klären. Sie

hatten es nicht geschafft, und das gab ihr zumindest zu denken.

Aschan Herib führte sie quer durch das Dorf, durch den Gürtel aus Manna-Bäumen hindurch in den angrenzenden Wald hinein. Hier gab es zum erstenmal Stellen auf dem Boden, die das Schwamm-Moos nicht bedeckte. Vielleicht war das immer so gewesen, vielleicht aber hatten die Mittler mit ihren Fähigkeiten für den Rückzug des Teppichs gesorgt. Lyda wußte es nicht. Auf jeden Fall aber konnte man auf diesen Stellen deutlich Fußabdrücke eines Menschen erkennen. Aus dem Interesse, das die Surinen diesen Spuren entgegenbrachten, schloß sie, daß sie von Marc stammten.

Die raunenden Gespräche der ihnen folgenden Surinen verstummten nach und nach, als hätten sie das Gefühl, mit lautem Gerede angesichts des mysteriösen Vorgangs ein Sakrileg zu begehen. Stille breitete sich aus.

»Hier ist es«, sagte Herib ernst und deutete dann stumm auf den Boden. Credock ging in die Knie und kniff die Augen zusammen. Deutlich genug waren die Fußabdrücke eines Menschen zu erkennen. Sie führten zwischen zwei hohen Kugelbäumen hindurch, beschrieben eine sanfte Wendung nach links – und hörten einfach auf.

Lyda runzelte die Stirn. Das war unmöglich. Marc hatte offenbar ein bestimmtes Ziel gehabt, aber seine Spuren endeten inmitten eines sandigen Bereiches, so, als hätte er sich an dieser Stelle in Luft aufgelöst.

»Hm«, machte Credock düster und erhob sich wieder. »So ähnlich war es bei Derb Ransih auch.« Für den Bruchteil einer Sekunde zeigte sich Unsicherheit in seinen Zügen, dann aber wischte er diese Empfindung beiseite. Die Aufmerksamkeit der Surinen hatte sich jetzt ganz auf die beiden Mittler gerichtet. Credock und Herib waren die Ruhepunkte, und sie mußten dafür sorgen, daß die Dorfbewohner nicht die Fassung verloren.

Lyda schüttelte den Kopf. Es war einfach unmöglich, daß sich ein Mensch in Luft auflöste. Es mußte eine andere Erklärung für diesen seltsamen Vorfall geben. Aber welche?

»Da ist nichts zu machen«, sagte Credock, nachdem er sich umgedreht hatte. »Geht wieder zurück. Derb Ransih ist wieder zurückgekehrt. Vielleicht kommt Marc ebenfalls wieder.«

Daß Ransih durch *irgend etwas* den Verstand verloren hatte, erwähnte er nicht …

Die Autorität der beiden Mittler war groß. Die Surinen zögerten nur kurz, dann wandten sie sich um und marschierten den Weg zurück, auf dem sie hierhergekommen waren. Als sie außer Hörweite waren,

räusperte sich Prime und sah Credock an.

»Das gibt es einfach nicht!« kam es von seinen Lippen. »Es *muß* eine Erklärung geben. Irgendein Tier …?«

Herib schüttelte langsam den Kopf. »Völlig ausgeschlossen. Oder siehst du andere Spuren außer denen von Marc?«

»Es gibt eine Legende«, murmelte Credock. »Wir sprechen nicht gern darüber, aber …« Er zögerte kurz, gab sich einen inneren Ruck. »Manche Surinen sagen, daß die Korallenstadt auf dem südlichen Kontinent für diese … Vorfälle verantwortlich ist.«

»Korallenstadt?« echote Suzanne fassungslos.

Credock nickte. »Ja. Es hat vor ein paar Jahren einmal eine Expedition dorthin gegeben, der auch Herib und ich angehörten.« Er schluckte. »Ich erinnere mich nur ungern daran. Die Überfahrt über den rund zweitausendfünfhundert Kilometer breiten Ozean, der die beiden Landmassen voneinander trennt, war schon gefährlich genug. Aber der Südkontinent erst … Dort ist das Leben völlig anders als hier. Ihr könnt es euch nicht vorstellen! Es ist wie auf zwei verschiedenen Planeten!«

Er legte erneut eine kurze Pause ein, während die Terranauten ihm gespannt lauschten.

»Nun ja, wir haben dort in der Wildnis eine Stadt gefunden, die wie aus Korallen erbaut zu sein scheint. Vor einigen zehntausend Jahren mag es hier auf Surin Intelligenzen gegeben haben, die die Erbauer waren, wir wissen es nicht. Die Korallenstadt jedenfalls ist fast vollkommen zerstört. Sie ist nicht unter dem Einfluß von Jahrzehntausenden verfallen, nein, es muß damals eine Auseinandersetzung gegeben haben. Einige Teile der Stadt sehen aus, als wären dort Strahlgeschütze eingesetzt worden.« Er löste sich nur schwer von den Bildern seiner Erinnerung. »Aber das ist alles Spekulation. Ich glaube nicht, daß die Korallenstadt irgend etwas mit dem Verschwinden von Surinen zu tun hat. Es ist unmöglich. Ihre Bewohner sind längst tot.«

Lyda nickte unmerklich. Aber während sie in das Dorf zurückkehrten, spürte sie, wie eine eigenartige Spannung nach ihr griff. Die Schilderung Credocks wollte ihr nicht mehr aus dem Kopf gehen …

*

Die Vollversammlung aller Menschen, die auf Sarym lebten, war nicht nur eine große Diskussionsveranstaltung. Es war auch ein großes Fest,

das alle zwei Jahre stattfand und dem alle Surinen entgegenfieberten. Erfahrungen wurden ausgetauscht, Neuigkeiten bekannt – und Entscheidungen getroffen, die alle angingen.

Von Herib hatten die Terranauten erfahren, daß die einzelnen Siedlungen der Surinen weit auseinanderlagen. Es waren nicht wenige, die eine Reise von mehreren Wochen auf sich nehmen mußten, um den Ort der Vollversammlung zu erreichen. Das Dorf, das sie aufgenommen hatte, lag nur einen Dreitagesmarsch von der Landzunge entfernt, wo das »Große Fest« diesmal stattfinden sollte.

Warum man ausgerechnet diesen Ort gewählt hatte, war den Terranauten nicht ganz klar. An der Küste – das bedeutete, daß man dort auch mit dem Auftauchen von Panzerechsen rechnen mußte, die, einem angeborenen Trieb folgend, den weiten Weg über den Ozean zurücklegten, um den Nordkontinent zu erreichen. Wie die riesigen Tiere diese nicht nur für sie gigantische Strecke überlebten, war ein Rätsel. Vielleicht machten sie Rast auf Inseln, dennoch war die Leistung, 2 500 Kilometer schwimmend zu überwinden, mehr als beeindruckend. Das Verrückte daran war jedoch, daß die Ökologie des Nordkontinentes für die Panzerechsen tödlich war. Sie legten die ganze riesige Strecke nur zurück, um dann hier zu verenden.

Die etwa hundert Bewohner des Dorfes bereiteten sich schon am Abend vorher auf die Reise vor. Sie tanzten und sangen und schienen das Verschwinden von Marc bereits völlig vergessen zu haben.

Lyda Mar fühlte sich an diesem Abend nicht sonderlich wohl, und sie legte sich lange vor den drei anderen Terranauten und den Surinen zur Ruhe. Sie wurde von seltsamen Alpträumen geplagt, und als sie am nächsten Morgen erwachte, war ihr ganzer Körper schweißnaß. Der unruhige Schlaf hatte ihr nur wenig Entspannung gebracht, das allgemeine Schwächegefühl war geblieben. Die junge Narianerin führte das auf ihr merkwürdiges Erlebnis am Vortage zurück und auf die umfangreichen Tests, die der Mittler Credock mit ihr durchgeführt hatte und die sie nicht verstand.

»Du siehst nicht gut aus«, sagte Prime, als sie losmarschiert waren und das Dorf bereits hinter sich gelassen hatten. »Ist etwas nicht in Ordnung?«

Fast automatisch kehrten ihre Gedanken zu dem zurück, was Damon Credock ihr über die hier geborenen Surinen erzählt hatte, und sie überlegte wieder, ob sie ihren Gefährten etwas sagen sollte. Sie entschied sich dagegen. Es genügte, wenn einer von ihnen unruhig war; helfen konnten die anderen ohnehin nicht.

»Nein, nein«, entgegnete sie rasch und spürte auch die Blicke

Vangralens und Suzannes auf sich. »Es ist nichts. Ich habe nur schlecht geschlafen.«

»Vielleicht hat dich Damon Credock so geschafft«, meinte Suzanne ironisch und lächelte spitz. »Gestern habt ihr ja den ganzen Tag zusammengesteckt.«

Lyda lag eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, den Lebenswandel Suzannes betreffend, dann aber überlegte sie es sich noch einmal anders. Doch der Ärger über die Bemerkung blieb.

Sie schüttelte nur den Kopf und ließ ihre Blicke hin und her schweifen. Vor ihnen marschierten Aschan Herib und Damon Credock inmitten einer Gruppe von anderen Grünhäutigen. Hinter ihnen folgte der Großteil der Bewohner des Dorfes, unter ihnen auch Derb Ransih, der dritte Mittler, der offenbar dafür sorgen sollte, daß ihnen keine Gefahr aus dem Rücken drohte. Ransih würde eine sich nähernde Panzerechse rechtzeitig genug mit seiner besonderen Begabung wahrnehmen. Bei genauerer Untersuchung hatte sich herausgestellt, daß Ransih nicht eigentlich schwachsinnig war, sondern nur fast sein ganzes Gedächtnis verloren hatte.

Die Narianerin fragte sich zum wiederholten Mal, ob sie tatsächlich das Talent zur Mittlerin in sich hatte. Credock war sich inzwischen dessen sicher, doch ihr PSI-Sektor war immer noch leer und ausgebrannt. Sie fühlte nichts, und die Tests, die sie nicht verstanden hatte, hatten daran nicht das geringste geändert.

Damon Credock und Aschan Herib lösten sich jetzt aus der Gruppe vor ihnen und ließen sich langsam zurückfallen. Damon sah Lyda aufmerksam an, und ein Zug von Besorgnis huschte über sein Gesicht.

»Ich habe nur schlecht geschlafen«, sagte sie rasch und senkte den Blick. Sie war verlegen, wußte aber selbst nicht, warum. Unter ihnen schmatzte das Schwamm-Moos bei jedem Schritt; hinter ihnen stimmten die Surinen einen melancholischen Gesang an.

»Du sagtest, die Ökologie auf dem Südkontinent sei völlig unterschiedlich von der hiesigen«, begann Prime unruhig und knüpfte damit an das Gespräch vom Vortag an. Credock nickte.

»Wie auf zwei verschiedenen Planeten«, wiederholte der Mittler.

Ennerk Prime machte einen nachdenklichen Eindruck und deutete dann in die Runde.

»Die besonderen Fähigkeiten eines Mittlers«, ergänzte Aschan Herib und lächelte, »erstrecken sich auch nur auf das Leben des Nordkontinents. Wir können nur Kontakt zu Wesen aufnehmen – ob Pflanze, Pflanzentier oder Tier –, die hier beheimatet sind. Alles andere ist für uns fremd.«

»Dieser ganze Wald«, fuhr Prime leise fort, »er wirkt so …« Er suchte nach dem passenden Wort. »Er wirkt so ordentlich. Wie ein … Park.«

Vangralen nickte bestätigend und sah die Mittler an, die sich einen kurzen Blick zuwarfen.

»Wir wissen es selbst nur aus Erzählungen und Berichten«, erklärte Credock langsam, »aber vor mehr als hundert Jahren, als die ersten Menschen auf diese Welt verbannt wurden, soll dieser Eindruck noch wesentlich intensiver gewesen sein.« Er zuckte mit den Achseln. »Inzwischen scheint eine Art Verwilderung eingetreten zu sein, ein Prozeß, der sich in den nächsten Jahrhunderten und Jahrtausenden noch verstärken wird.« Er dachte kurz nach und stülpte die Unterlippe vor. »Vielleicht wird es hier – irgendwann – einmal wieder so aussehen wie im Süden.«

Suzanne war etwas aufgefallen. »Wieder?« fragte sie mit besonderer Betonung.

Die Mittler nickten. »Es existiert die Vermutung, daß das Leben auf diesem Kontinent, das mit einer bestimmten Art von PSI beeinflußbar ist – wir nennen es Bio-PSI –, nicht natürlich entstanden ist …«

Prime schluckte hart. »Ihr meint, daß jemand …?«

Credock nickte mit Nachdruck. »Ja. Wir glauben, daß Unbekannte, vor Jahrzehntausenden, die Ökologie dieser Landmasse völlig umgestaltet haben, vielleicht, um sie ihren Bedingungen anzupassen. Es müssen hervorragende Bio-Ingenieure gewesen sein.«

Lyda kämpfte einen kurzen Schwindelanfall nieder. Die Vermutung der Surinen erklärte eine ganze Menge. Aber trotzdem: Der Gedanke an Wesen mit solchen Fähigkeiten war unglaublich. Aber wenn es stimmte, dann hatten sie hier ein Bio-PSI-System geschaffen, das so perfekt war, daß es für Menschen unvorstellbare Zeiträume überdauert hatte. Ihre Phantasie reichte nicht aus, um sich solche Intelligenzen vorstellen zu können. Waren sie auf Sarym beheimatet gewesen und dann ausgestorben? Oder waren sie aus dem All gekommen? Bio-PSI. Vielleicht war es ein Volk von Mittlern gewesen …

Plötzlich fiel ihr etwas ein.

»Die Korallenstadt, von der ihr gesprochen habt …«

»Genau!« wurde sie von Vangralen unterbrochen. »Vielleicht sind ihre Erbauer identisch mit den Schöpfern des Nord-Lebens.«

»Das könnte durchaus sein«, entgegnete Credock. »Beweisen läßt sich aber nichts. Es wird für immer ein Rätsel bleiben.«

»Eins verstehe ich nicht ganz«, sinnierte Prime. »Warum haben sich

die Grauen eine Welt wie Sarym ausgesucht, um mißliebige Treiber und Terranauten loszuwerden? Ich habe von Verbannungsplaneten gehört, die wesentlich lebensfeindlicher sind, auf denen die Deportierten ein jämmerliches Dasein fristen.«

Vangralens Miene machte deutlich, daß er sich wieder an Siam Sin erinnerte, und er nickte bedrückt.

»Das liegt doch auf der Hand«, behauptete Credock. »Hier sind unsere PSI-Fähigkeiten bis auf wenige Ausnahmen ausgeschaltet. Wir sind weitgehend unschädlich gemacht.«

Die Narianerin hatte den letzten Worten des Mittlers nicht mehr richtig zu folgen vermocht. Das Schwindelgefühl in ihr hatte plötzlich stark an Intensität gewonnen, und sie setzte ihre ganze Kraft dazu ein, es in Grenzen zu halten. Kalter Schweiß drang aus allen Poren.

»He, was ist mit dir?« erkundigte sich Suzanne, der die merkwürdige Veränderung Lydas aufgefallen war. »Du siehst krank aus.«

»Nein, ich …«

Die letzten Worte blieben ihr im Hals stecken. Der Schwindel schoß mit vehementer Wucht in ihr empor, erreichte ihren Verstand, umnebelte ihr Denken. Der Boden schien plötzlich unter ihr zu schwanken, und sie versuchte verzweifelt, das Gleichgewicht zu wahren.

Etwas Schwarzes legte sich ihr vor die Augen, und sie zwinkerte, um die Konturen ihrer Umgebung wieder deutlicher werden zu lassen. Irgend etwas schien ihre ganze Energie abzusaugen.

Ein halblautes Stöhnen entwich ihren Lippen, dann sackte der Boden endgültig unter ihr weg. Sie spürte noch, wie sich zwei starke Arme um ihre Taille legten, dann war nichts mehr.

*

Suzanne stieß einen spitzen Schrei aus. Credocks Hände schossen in einem Reflex vorwärts und hielten den erschlafften Körper fest. Langsam ließ er die Narianerin zu Boden.

»Was ist mit ihr?« entfuhr es Prime, der sich ebenfalls neben der Bewußtlosen auf die Knie sinken ließ.

Der Mittler zuckte ein wenig hilflos mit den Achseln.

»Ich weiß nicht«, gab er zu. »Noch nicht. Es kam so überraschend.« Er sah die Terranauten an. »Hat sie sich schon länger nicht wohl gefühlt?«

Primes Gesicht nahm einen hilflosen Ausdruck an. »Ich glaube,

schon heute morgen. Aber sie hat es nicht zugegeben.«

»Gestern abend ebenfalls«, warf Vangralen ein. »Sie hat sich schon sehr früh hingelegt.«

»Hm«, machte Credock nachdenklich und besorgt zugleich. Er sah die Bewußtlose genauer an. Ihr Antlitz war längst nicht so grün wie das seine und das der anderen Surinen. Die Terranauten waren erst wenige Tage auf Sarym, und die Einfärbung durch die wasserspeichernde Vegetation war noch nicht sonderlich intensiv. Lydas Atem ging schwer. Sie keuchte, als hätte sie eine große körperliche Anstrengung hinter sich. Ihre Stirn war feucht; braune Haarsträhnen klebten an ihren Schläfen.

Aschan Herib hielt plötzlich die Luft an und beugte sich etwas vor. Und in Damon Credock kroch eine dumpfe Ahnung hoch.

Er zögerte, als hätte er Angst vor der Wahrheit, dann schob er langsam die Ärmel ihrer Jacke hoch.

»O nein!« entfuhr es ihm unwillkürlich.

Die Haut ihrer Hand und ihres Armes war ebenfalls leicht grün. Ein grünlicher Flaum, der etwas dunkler als seine unmittelbare Umgebung war; trat deutlich hervor. Ein leichtes Fluoreszieren ging von ihm aus.

»Ist es …?« begann Suzanne. Credock nickte.

»Ja«, sagte er brüchig. »Sie hat den Schimmel!«

*

Ennerk Prime und Onnegart Vangralen starrten fassungslos auf den Flaum.

»Oh Gott!« entfuhr es Suzanne. »Ich dachte, es sei … nicht ansteckend.«

Die Surinen merkten jetzt, daß etwas Unvorhergesehenes geschehen war; sie unterbrachen ihren Gesang und blieben stehen.

»Er ist auch nicht ansteckend«, wiederholte Credock mit Nachdruck. »Zumindest nicht von Mensch zu Mensch …«

In Lydas Gesicht zuckten die Muskeln; unruhig bewegte sie Arme und Beine.

»Ist es sehr schlimm?« fragte Prime und kniete sich ebenfalls nieder. Credock überlegte einen Augenblick, dann nickte er und preßte hart die Lippen aufeinander.

» Wie schlimm?«

Der vierzigjährige Mittler achtete nicht auf die Frage; er wandte sich zu Aschan Herib um.

»Wir müssen sie zurück ins Dorf bringen. Wenn wir ihr helfen

können, dann nur dort.«

»Verdammt!« fluchte Vangralen unbeherrscht und ballte dabei in verzweifelter Hilflosigkeit die Fäuste. Nicht nur er erinnerte sich an das entsetzliche Bild der Surinin, die vor drei Tagen am Schimmel zugrunde gegangen war.

»Sie darf nicht sterben«, preßte er beschwörend hervor. »Sie muß durchkommen. Sie muß!«

Ennerk Prime sah Credock ernst an. In seinem Unterkiefer mahlten die Muskeln. »Wenn sie stirbt … Dann ist alles aus. Endgültig. Dann gibt es nicht die geringste Hoffnung mehr, diese Welt jemals wieder verlassen zu können. Aus und vorbei!«

Der Mittler nickte langsam. Er war lange genug mit Lyda zusammengewesen, um zu wissen, auf was der Terranaut anspielte. Und er wußte auch, daß sein eigenes Schicksal ebenfalls eng mit dem Lydas verknüpft war.

»Wir können so wenig tun«, murmelte der Mittler betroffen. Und es geht so schnell, fügte er in Gedanken hinzu. So furchtbar schnell.

»Es muß doch irgend etwas geben …«, begann Suzanne, verstummte aber wieder, als sie den Blick Heribs auf sich spürte.

»Wir werden sie ins Dorf zurückbringen«, entschloß sich Credock und sah die anderen Terranauten der Reihe nach an. »Aschan, du bringst die anderen sicher zur Landzunge. Und sprich mit den Mittlern der verschiedenen Dorfgemeinschaften. Sie müssen uns helfen.« Er sah auf die Kranke hinunter. »Ich weiß nicht, ob sie durchkommen wird. Falls der Schimmel stärker ist, muß es uns gelingen, das Kontaktmuster rechtzeitig aus ihrem Gehirn zu übernehmen. Aber ob uns das gelingt …« Er ließ das Ende des Satzes offen, aber jeder wußte, was er meinte. Herib drehte sich sofort um und sprach beruhigend auf die Surinen ein. Nach einem kurzen Zögern setzte sich die lange Kolonne wieder in Bewegung und marschierte, geführt von Aschan Herib, dem Versammlungsort entgegen. Ihre Gesichter zeigten deutlich, was in ihnen vorging. Die Mehrzahl von ihnen hielt die Narianerin offenbar schon für so gut wie tot.

Suzannes Lippen bebten, als die drei Männer den sich verkrampfenden Körper Lydas vorsichtig anhoben und die Richtung zurück ins Dorf einschlugen. Ihre Gedanken überschlugen sich. Die neue Hoffnung, die nur wenige Tage gewährt hatte, war schon wieder fast völlig zerstört. Ein schrecklicher, grauenhafter Zufall drohte alles zu zerstören …

Zwei Stunden später erreichten sie das Dorf. Lyda hatte sich in diesen einhundertzwanzig Minuten auf erschreckende Weise

verändert. Ihr Gesicht war aufgedunsen, die Lippen spröde und blutleer. Kleine Pusteln und Geschwüre hatten sich auf ihrer Haut gebildet; die ersten von ihnen begann bereits aufzuplatzen.

Keiner wagte, es auszusprechen, aber es war ihnen allen klar:

Lyda stand dem Tod wesentlich näher als dem Leben …

*

Vorsichtig legten sie die Kranke auf dem Pflanzentisch in Damon Credocks Wohnbaum ab. Ihr Körper war jetzt nicht länger verkrampft; alle Muskeln und Glieder waren erschlafft, so, als sei alle Kraft aus ihnen gewichen. Nur Lydas rasselnder Atem zeugte noch von einem letzten Rest Leben in ihr.

»Seid ihr mit irgendeinem Süd-Tier in Kontakt gekommen?« fragte Credock leise, als ob seine Stimme die Narianerin stören könnte.

»Verdammt, ja!« erwiderte Prime und schlug sich mit der rechten Hand gegen die Stirn. »Wie konnte ich so etwas nur vergessen. Während unserer ersten Nacht hier auf Sarym sind wir von einer Panzerechse überrascht worden. Und sie hat Lyda angegriffen! Nur durch das Eingreifen von Derb Ransih sind wir mit dem Leben davongekommen.«

Credock brummte etwas Unverständliches. »Das muß es gewesen sein. Dabei hat sie sich angesteckt.«

Plötzlich bäumte sich Lyda wild auf und begann, um sich zu schlagen. Der Mittler ruckte vor, und seine Hände schlossen sich fest um die Arme der jungen Frau, die jetzt hohe, wimmernde Laute ausstieß, bei denen es den Terranauten kalt den Rücken hinabrann.

»Agonie«, flüsterte Vangralen kaum hörbar und wandte sich ab. Mit beiden Händen fuhr er sich durchs Gesicht.

Lydas braune Haare klebten ihr an der Stirn, die fiebrig glänzte. Nur langsam beruhigte sie sich wieder, und der Mittler drückte ihren Körper sanft auf das grüne Material zurück. Verzweifelt schüttelte er den Kopf.

»Ich habe schon viele solche Fälle gesehen«, sagte er tonlos, »aber so schnell ist es noch nie gegangen.«

Er beugte sich vor und öffnete die Jacke der Bewußtlosen. Als er den Stoff zur Seite streifte, offenbarte sich ihnen ein Bild des Entsetzens. Der ganze Oberkörper Lydas war mit dunkelgrünem, von innen heraus zu leuchten scheinendem Flaum bedeckt. Erste Geschwüre hatten sich gebildet; einige waren bereits aufgeplatzt, und aus ihnen drang eine übelriechende Flüssigkeit. Suzanne würgte, dann

stöhnte sie unterdrückt und rannte aus dem Wohnbaum. Undeutlich hörten sie, wie sie sich erbrach. Ein paar Minuten später kehrte die Schwarzhaarige zurück, deutlich blasser.

»Man kann die Pusteln direkt wachsen sehen«, stellte Vangralen halblaut fest. »Mein Gott, gibt es denn *gar nichts,* was ihr helfen könnte …?«

Damon Credock hatte sich eisern in der Gewalt, aber ihm war anzusehen, daß ihm das Schicksal Lydas auch aus persönlichen Motiven naheging.

Wieder schrie Lyda spitz auf. Ennerk Prime hatte das schreckliche Gefühl, daß mit jedem Schrei der Narianerin auch ihre persönlichen Zukunftsaussichten düsterer wurden. Sein Temperament drängte ihn nach Taten, aber es gab nichts, was er für die Kranke tun konnte. Noch niemals zuvor hatte er sich so hilflos gefühlt.

Credock gab keine Antwort. Er schien intensiv nachzudenken, dann sprang er plötzlich auf die Beine und verließ den Wohnraum. Nach ein paar Minuten kehrte er zurück, mit einer seltsamen Frucht in den Händen, die er mit deutlicher Vorsicht behandelte.

Ohne die drängenden Blicke der Terranauten zu beachten, ließ er sich wieder nieder, richtete dabei gleichzeitig seine Aufmerksamkeit auf Lyda Mar und die kugelförmige Frucht, die er behutsam mit beiden Händen umfaßt hielt.

»Was ist das?« fragte Suzanne und schluckte. Plötzlich keimte neue Hoffnung in ihr hoch, und sie klammerte sich mit Gewalt an eine vage Vermutung.

Die Narianerin schien von Minute zu Minute unruhiger zu werden. Prime erinnerte sich daran, daß Marcs Frau während einer solchen Phase gestorben war, und seine Verzweiflung wuchs.

»Das einzige Mittel«, raunte Credock. »Und das letzte Mittel.«

Die letzten Worte betonte er auf eine Weise, die Suzanne beinahe das Blut in den Adern gefrieren ließ.

»Dies ist ein Teufelsapfel«, erklärte der Mittler und hob die Frucht kurz an. Sie durchmaß etwa zehn Zentimeter, hatte eine fast schuppige, rauhe Oberfläche. Direkt darunter befand sich ein aderähnliches Kapillarsystem, in dem irgendeine Flüssigkeit verhalten pulsierte.

»Auch diese Frucht speichert Flüssigkeit, allerdings kein Wasser.« Er blickte Lyda an, die sich vor unsagbaren Schmerzen zu krümmen schien. Er schluckte mehrmals, focht einen inneren Kampf aus. »Die Flüssigkeit ist hochgiftig. Einige Tropfen, die in den Magen eines Menschen gelangen, genügen, um ihn binnen weniger Minuten zu

töten.«

»Willst du sie umbringen?« brachte Vangralen fassungslos hervor und riß die Augen weit auf.

Credock schüttelte unwirsch den Kopf. »Natürlich nicht. Ich werde ihr nichts einflößen. Aber«, er zögerte, »die toxische Wirkung ist so stark, daß die Flüssigkeit selbst den Parasiten umbringt – wenn er damit in Berührung kommt.«

Prime ruckte vor. »Das heißt«, vergewisserte er sich nervös, »wenn man den Inhalt dieser Frucht auf die Haut Lydas bringt, dann wird der Fluoreszenzschimmel getötet?«

Der Mittler nickte.

»Verdammt, worauf warten wir dann noch?«

Suzanne blickte dem Vierzigjährigen scharf in die Augen.

»Es gibt einen Haken, nicht wahr?«

Für ein paar Sekunden entstand eine tiefe Stille, in der nur die keuchenden Atemzüge Lydas zu hören waren. Wenn sie nicht bald etwas unternahmen, dann kam jede Hilfe ohnehin zu spät.

Credock nickte wieder, niedergeschlagen, resigniert.

»Ja. Ein gewisser Bestandteil des Giftes hat die Tendenz, durch die Poren in das Innere des Körpers zu dringen, in den Blutkreislauf einzubrechen und …«

»Und?«

»Wir wissen es nicht genau. Aber«, er schluckte, »jeder Befallene, der mit dem Inhalt eines Teufelsapfels behandelt wurde, ist gestorben. Es gibt keine Ausnahme. Der Schimmel allerdings auch.« Er schloß für einen Moment die Augen. »Wir haben deshalb nie wieder Teufelsäpfel für die Bekämpfung des Schimmels eingesetzt. Nie wieder.«

Primes Hände zitterten, als er Lyda anstarrte. Ihre Wangen waren inzwischen so aufgequollen, daß sie, selbst wenn sie es gewollt hätte, kaum noch die Augen öffnen konnte.

»Aber es tötet den Schimmel?«

»Ja. Aber was nützt das schon, wenn es vorher den Befallenen umbringt?«

Die Narianerin bäumte sich auf, und erneut mußte jemand von ihnen dafür sorgen, daß ihr Muskelkrampf sie nicht von der ebenen Pflanzenfläche stürzte.

»Wir müssen es riskieren«, sagte Vangralen langsam. »So, wie es jetzt aussieht, kann Lyda unmöglich überleben, nicht einmal so lange, bis Aschan Herib die Versammlung erreicht und andere Mittler um Hilfe gebeten hat. Wenn nicht ein Wunder geschieht, ist sie in ein paar Stunden tot, wahrscheinlich noch heute abend.«

Er sah die anderen nicht an.

»Und mit ihr stirbt unsere einzige Chance, diese Welt je wieder zu verlassen. Wir brauchen das Kontaktmuster in ihrem Gedächtnis! Sonst ist alles aus.«

Sie wußten alle, daß er recht hatte. Es ging hier nicht nur um sie, es ging auch darum, den Widerstand gegen Valdec zu stärken. Sie brauchten das Kontaktmuster – sie und alle anderen Terranauten. Sie brauchten es, um Sarym mit Hilfe des Kurierschiffes verlassen und die Terranauten auf Aqua benachrichtigen zu können.

Credock dachte kurz daran, daß noch nicht einmal sicher war, ob die Surinen-Mittler ihnen wirklich helfen würden, auch wenn sie noch rechtzeitig hätten benachrichtigt werden können, dann schob er diesen Gedanken beiseite. Die Terranauten hatten recht. Wenn Lyda starb – und das konnte nur noch ein Wunder verhindern –, dann war wirklich alles zu Ende, ganz gleich, wie sich die anderen Mittler dann auch verhielten. Ihm wurde bewußt, daß viele tausend Schicksale plötzlich auf untrennbare Weise mit dem von Lyda Mar verbunden waren.

Er gab sich einen inneren Ruck.

»Gut. Wir haben keine andere Chance. Wenn wir nichts unternehmen, ist sie in wenigen Stunden tot. Aber hoffentlich beschleunigen wir die Sache nicht noch …«

Seine Stimme hatte einen düsteren Klang, der von den anderen nicht unbemerkt blieb. Sie halfen ihm, die Kranke zu entkleiden. Der Fluoreszenzschimmel hatte sich über ihren ganzen Körper ausgebreitet, keine Stelle verschont.

Credock zögerte nicht länger, obwohl ihn irgendeine Stimme seines Unterbewußtseins als Mörder bezeichnete. Er versuchte, sich einzureden, daß es ihr wirklich helfen konnte, aber es wollte nicht so recht gelingen.

Die Körperstellen, die besonders stark mit dem grünen und schimmernden Flaum bedeckt waren, rieben sie auch besonders intensiv mit der öligen Flüssigkeit, die der Teufelsapfel enthielt, ein. Ihnen war klar, daß sie damit auch sich selbst in Gefahr begaben. Niemand von ihnen vermochte abzuschätzen, wie viele toxische Bestandteile durch die Poren in ihren eigenen Blutkreislauf gelangten. Sie verrichteten ihre Arbeit rasch und reinigten unmittelbar darauf sorgfältig die Hände. Danach gab es nur noch eins für sie zu tun – zu warten.

Eine halbe Stunde später setzte der Herzschlag Lyda Mars zum ersten Mal aus.

Zehn Minuten darauf das zweite Mal.

*

»Wir haben sie umgebracht!« warf sich Suzanne mit erstickter Stimme selbst vor. Sie schluchzte, achtete nicht auf die Tränen, die ihr die Wangen hinabrannen. »Wir sind schuld!«

»Verdammt!« rief Prime. »Jetzt sei endlich still. Noch lebt sie.«

Noch, dachte Vangralen.

Damon Credock kannte offenbar keine Müdigkeit. Mit eiserner Entschlossenheit fuhr er mit seiner Massage fort. Und plötzlich bewegten sich die Lippen der Bewußtlosen wieder. Ein dünner Schrei, dann hob und senkte sich ihr Brustkorb wieder.

Credock dachte nicht daran, daß er sich mit seiner Massage selbst in erhebliche Gefahr brachte. Das sofortige Reinigen der Hände war fast schon zur Routine geworden, und unbewußt hoffte er, daß das als Sicherheitsmaßnahme ausreichte.

»Das zweite Mal«, sagte Prime leise, und er schüttelte den Kopf. »Es gibt keine Hoffnung mehr. Sie ist am Ende. Das, was der Parasit bisher noch nicht geschafft hat, besorgt dieses Teufelszeug spielend.«

Lydas Körper war schweißnaß. Ein beißender Geruch ging von ihr aus, zum Teil von eitrigen Geschwüren, zum Teil von dem Fruchtgift. Sie war wieder ruhiger geworden. Nur noch selten krampften sich ihre Muskeln zusammen.

»Ich hab' euch gewarnt«, preßte Credock hervor und ließ die Kranke nicht aus den Augen.

»Verdammt noch mal, ja!«

Primes Hände öffneten und schlossen sich. Auch er wandte seinen Blick nicht von Lyda ab.

»Kannst du«, Vangralen räusperte sich, »kannst du nicht allein das Kontaktmuster aufnehmen?«

Der Mittler schüttelte den Kopf.

»Das ist vollkommen unmöglich. Als ich die Tests mit ihr durchführte, habe ich einen ungefähren Eindruck davon bekommen. Nein. Es ist so ungeheuer komplex und fremdartig, daß es jeder Beschreibung spottet. Ich bin nicht einmal sicher, ob es einer Loge gelingen könnte – einer Einzelperson niemals. Lyda hat eine ganz besondere Begabung. Sie hat nicht nur das Zeug zu einer hervorragenden Mittlerin, in ihr verbirgt sich auch noch etwas ganz anderes, etwas, das jetzt durch die modifizierende Strahlung von Norvo zugedeckt worden ist.«

Er sprang wieder vor, als ein Zittern durch ihren Körper lief und ihre Atmung erneut aussetzte. Der Schweiß drang ihm aus allen Poren, als er ihren Brustkorb rhythmisch zusammenpreßte.

»Nun komm schon …«, kam es undeutlich von seinen Lippen, beschwörend, als könne das mehr helfen als er selbst.

Die Terranauten erstarrten, als Credock auch nach einer knappen Minute keinen Erfolg erzielt hatte. Lydas spröde Lippen begannen bereits, sich zu verfärben.

Prime gab einem Impuls nach, stürzte vorwärts und stieß den Mittler beiseite. Er legte seine breiten Hände auf ihre Rippen, drückte kräftig zu, ließ los, preßte die Lungen erneut zusammen. Keine Reaktion.

Damon Credock wischte sich die Hände ab, ohne daß es ihm selbst bewußt wurde. Seine Augen waren starr auf die Kranke gerichtet.

Prime stieß einen derben Fluch aus und verdoppelte seine Anstrengungen. Dann ließ er plötzlich los, öffnete Lydas Mund und preßte seine Lippen auf die ihren. Irgendeine Stimme in ihm warnte ihn davor, jetzt um Himmels willen nicht zu schlucken. Wenige Tropfen des Saftes des Teufelsapfels, die in den Magen gelangten, genügten, um innerhalb von Sekunden den Tod zu bringen …

Er zögerte kaum merklich, dann blies er kräftig seinen Atem in sie hinein. Ihr Brustkorb wölbte sich; sofort stemmte er sich dagegen. Die Augenlider der Narianerin flackerten, dann hustete sie unterdrückt – und atmete flach weiter.

Der Sechzigjährige beeilte sich, die ölige Flüssigkeit von seiner Haut zu entfernen, und spuckte aus, um nicht das geringste Risiko einzugehen.

»Diesmal ist es noch geglückt«, hauchte Vangralen. »Beim nächsten Mal …«

»Das Zeug muß runter«, keuchte Credock und ging daran, die ölige Flüssigkeit mit beiden Händen von ihrer Haut zu streifen. Sein Puls raste. War das die fast unerträgliche Spannung – oder die Auswirkungen der wiederholten Berührungen mit dem Gift …? Er verdrängte diesen Gedanken. »Vielleicht hilft das. Es kommt ganz darauf an, wieviel bereits in ihren Blutkreislauf gelangt ist.«

Die Terranauten zögerten nicht. Sie unterstützten den Mittler – und machten eine überraschende Feststellung.

»Der Flaum«, entfuhr es Prime, und er starrte aus großen Augen auf die Härchen zwischen seinen Fingern, die Gefahr mißachtend. »Er löst sich ab. *Er löst sich ab!*«

Damon Credock erstarrte, dann machte er in gesteigertem Tempo

weiter.

»Du hast recht«, sagte er. »Du hast tatsächlich recht!«

In ganzen Fladen löste sich der Schimmel von der Haut, und er hatte auch einen beträchtlichen Teil seiner Leuchtkraft verloren. Fast hatten sie den Eindruck, als flackerte er undeutlich. Aber das konnte auch auf ihre überanstrengten Augen zurückzuführen sein.

»Ich werd' verrückt.« Vangralen machte ein Gesicht, als könne er nicht glauben, was er sah. »Es stirbt. Das verdammte Zeug stirbt ab.«

Lyda Mars Atem wurde jetzt zusehends ruhiger. Sie wußten nicht, ob es daran lag, daß ihre Haut nun von dem Teufelsapfel-Gift befreit war, oder daran, daß der Parasit entfernt war und starb. Aber es schien ihr besserzugehen, besser jedenfalls als noch vor wenigen Minuten.

Credocks Pulsschlag wurde ebenfalls ruhiger, aber er nahm es nur am Rande zur Kenntnis.

»Schafft sie's?«

Credocks Gesicht war ein einziges Fragezeichen.

»Ich bin genauso schlau wie ihr. So etwas habe ich noch nie zuvor gesehen. Es sind die gleichen Anzeichen, aber Lyda reagiert irgendwie anders als die Befallenen, die ich während der Jahre hier auf Sarym gesehen habe. Alles geht wesentlich … schneller.«

Die Stunden vergingen; es wurde Abend. Als Norvo bereits hinter dem Horizont versunken war und der Wohnbaum begann, ihnen sein seltsames Licht zu spenden, war Lyda immer noch bewußtlos. Aber sie atmete ruhig und regelmäßig. Alles sah danach aus, als sei die Krise überwunden.

Prime, Vangralen, Oh und der Mittler wachten die ganze Nacht neben ihr. Noch trauten sie der offensichtlichen Genesung nicht so recht, aber als sich die eiternden Geschwüre schlossen, sich sogar einige der Pusteln zurückzuentwickeln begannen, wagten sie es, wieder zu hoffen.

Als das Morgenrot die Sterne verblassen ließ, wußten sie, daß es einen neuen Anfang gab. Lyda hatte die Augen aufgeschlagen, und ihr Blick zeugte von Verwirrung und Erleichterung zugleich.

*

Die Narianerin erholte sich mindestens ebenso schnell, wie sie erkrankt war. Was blieb, waren Narben auf dem ganzen Körper und auch Entstellungen im Gesicht.

Credock wußte von den wenigen Erkrankten, die den Schimmel

überlebt hatten, daß Lyda nun immun war. Die äußere Veränderung jedoch, die sie durch den Parasiten erfahren hatte, würde sich niemals wieder vollkommen zurückbilden. Sie war gezeichnet ihr Leben lang, aber sie war am *Leben.*

Lyda selbst erinnerte sich nur sehr undeutlich an das, was mit ihr geschehen war. Nur ein Eindruck von Schwäche, von nie gekannter Kraftlosigkeit war in ihr zurückgeblieben, sonst nichts.

Credock besorgte Nahrung, nicht nur von den Manna-Bäumen, diesmal sogar Fleisch. Es war das erste Mal, daß die Terranauten sahen, daß Surinen auch Fleisch von ihrem Speisezettel nicht ausschlossen.

»Es ist kein Fleisch von Gummitieren«, erklärte der Mittler und warf Lyda ein warmes Lächeln zu. »Gummitiere gehören dem Bio-PSI-System an, und nur sehr, sehr wenige Surinen bringen es fertig, Lebewesen zu töten, die sie *empfangen* können. Wenn wir Fleisch essen wollen, dann jagen wir Tiere vom Südkontinent, die biopsionisch stumm sind.«

Sie genossen diese erste richtige Mahlzeit, wie Vangralen sie nannte.

»Wie fühlst du dich?« fragte Credock anschließend, und er konnte dabei die Sorge nicht ganz aus seiner Stimme verbannen.

Lyda nickte. »Gut. Fast wieder so gut wie vorher.«

Das schien nicht übertrieben. Ihre gesunde Gesichtsfarbe war zurückgekehrt – soweit man das trotz des Grüns behaupten konnte.

Credock nickte. »Meinst du, daß du einen Dreitagesmarsch schaffen kannst?«

Sie kniff die Augen zusammen. »Ah, ich verstehe …« Sie nickte ebenfalls. »Ich bin sicher. Hat die Versammlung schon begonnen?«

»Nein, noch nicht. Übermorgen ist es soweit. Aber bis zum Beginn werden wir es ohnehin nicht mehr schaffen.« Jetzt wurde die Sorge noch deutlicher.

»Ist da etwas, das wir nicht wissen?« erkundigte sich Ennerk Prime leise.

»Ja«, gab Credock nach einer kurzen Pause zu und erzählte von dem möglicherweise zu erwartenden Verhalten der Surin-Mittler. »Zwar ist Aschan Herib dort, der für unsere Sache sprechen wird, aber es wäre dringend notwendig, daß ihr selbst euer Vorhaben vortragt. Wenn vorher eine Entscheidung gefällt wird und ein entsprechendes Abstimmungsergebnis vorliegt, haben wir kaum noch eine Chance.«

»Warum?« erkundigte sich Lyda.

»Es ist zwar dumm, aber Tradition. Eine getroffene Entscheidung kann erst auf der nächsten Vollversammlung revidiert werden. Wir

sichern uns so gegen voreilige Entschlüsse.«

»Und du glaubst wirklich, daß sich ein Teil der Surin-Mittler dazu entschließen könnte, lieber hierzubleiben und das Sternenreich zu vergessen?«

»Sie *haben* es schon vergessen«, erwiderte Credock.

*

Ennerk Prime war ein wenig darüber überrascht, wie schnell seine Gefährten und er selbst diesen neuen Schock verkrafteten. Lyda selbst schien nicht sonderlich beeindruckt zu sein. Entweder war sie durch den, Schimmel-Befall noch zu sehr erschöpft oder aber – sie hatte bereits vor ihnen davon gewußt.

Obwohl alles in ihnen danach verlangte, sofort aufzubrechen und zur Landzunge zu marschieren, warteten sie noch den Tag und auch die folgende Nacht ab. Die Narianerin erholte sich weiterhin in einem schier atemberaubenden Tempo.

»Ist der Entschluß vielleicht schon gefaßt worden?« fragte sie Credock leise, als sie die erste Marschpause einlegten. Der Mittler sah sie einen Augenblick nachdenklich an, dann zuckte er nur mit den Achseln. Weitere Fragen brannten in der Braunhaarigen, aber sie drang nicht tiefer in den Vierzigjährigen ein. Credock kannte die Surin-Mittler, und sie wollte sich nicht noch weiter von seinem Zweifel anstecken lassen.

Bisher, dachte sie sarkastisch, ist unser Vorhaben ein ausgesprochenes Pleiteunternehmen gewesen. Es ist so ziemlich alles schiefgegangen, was auch nur schiefgehen konnte. Aber irgendwann muß doch einmal Schluß mit dieser Pechsträhne sein. Der Fluoreszenzschimmel fiel ihr wieder ein – und das unerhörte Glück, das sie gehabt hatte. Das war die bittere Ironie: Hatte sie überlebt, um am Ende an Altersschwäche auf Sarym zu sterben?

Sie erreichten die Landzunge am späten Nachmittag des zehnten Tages ihres Aufenthaltes auf Sarym. Es war eindrucksvoll. Selbst unterwegs hatten sie nur sehr wenige Spuren gesehen, die auf Menschen hindeuteten. Wo Schwamm-Moos den Boden bedeckte, konnte es keine Fußabdrücke geben. Und es schien fast völlig unmöglich zu sein, selbst mit voller Absicht, einen Gummizweig zu zerbrechen. Auf der Landzunge jedoch hatten sich mindestens achttausend Menschen versammelt, Männer, Frauen und Kinder.

»Überwältigend«, entfuhr es Vangralen. Credock schüttelte den Kopf.

»Eigentlich nicht, wenn ihr bedenkt, daß das die gesamte Bevölkerung dieser Welt ist.«

Das, was der Mittler als Landzunge bezeichnet hatte, war in Wirklichkeit mehr eine Halbinsel. Sie ragte etwa vier Kilometer ins Meer hinein, das nun bis dicht an den weißen Strand brandete.

»He!« rief Suzanne und deutete auf eine kugelförmige Pflanze, die sich mit nicht unbeträchtlicher Geschwindigkeit über den Strand bewegte, dicht gefolgt von zwei Artgenossen. Es war ein Bild, das einer Halluzination entsprungen zu sein schien.

»Das sind unsere Wächter«, erklärte Credock, und er lächelte sogar, als er ihre fassungslosen Gesichter sah. »Nur sehr wenige Mittler sind notwendig, um einige von ihnen zu kontrollieren. Wir sind hier dicht am Meer. Und diese Pflanzentiere sorgen dafür, daß wir nicht von hungrigen Panzerechsen überrascht werden.«

Als sie den Vegetationsgürtel hinter sich zurückließen, wurde ihre Aufmerksamkeit von den merkwürdigen Pflanzen abgelenkt. In der Versammlung der Surinen herrschte Aufruhr. Männer und Frauen gestikulierten aufgeregt, Gruppen von Surinen diskutierten nervös miteinander.

»Sie geben die Gespräche weiter«, erläuterte Credock, während sie sich mühsam einen Weg durch die Menschenmenge bahnten. »Es ist unmöglich, daß achttausend Surinen einem einzigen Sprecher folgen können. Nur ein Bruchteil von ihnen könnte seine Worte verstehen.«

Lyda nickte, benommen von den unzähligen Stimmen, die auf sie eindrangen. In diesem Augenblick hatte sie nur einen Gedanken. War die Entscheidung bereits gefallen, so oder so, oder war noch alles offen? Ihr Herzschlag beschleunigte sich, als sie an die erste Möglichkeit dachte.

Seltsam berührt stellte sie fest, daß man ihr sofort bereitwillig Platz machte, wenn die sie umgebenden Menschen einen Blick auf ihr Gesicht geworfen hatten. Sie wußte zwar, daß sie Narben zurückbehalten hatte, viele Narben sogar, aber es war ihr noch nicht so zu Bewußtsein gekommen. Energisch wischte sie diesen Gedanken beiseite. Es gab Wichtigeres.

Das Zentrum bildete ein sorgfältig aufgeschichteter Haufen von schneeweißen Felsen. Sie waren dergestalt bearbeitet worden, daß sie in etwa vier Metern Höhe ein Podest bildeten, auf dem eine Reihe von Surinen saß, die den Terranauten nicht bekannt waren.

»… und ich sage euch: Das Risiko ist zu groß!«

Der Redner, ein Surine von etwa fünfzig Jahren, unterbrach sich selbst, als die Terranauten und ihr Führer Credock den Ring der

Zuhörer durchbrachen und sich den Felsen näherten.

Neben ihm sprang ein jüngerer Mann auf die Beine. Es war Aschan Herib.

»Sie ist gesund!« platzte es aus ihm heraus, und er schüttelte den Kopf, als könne er es nicht glauben. »Sie lebt!« Er wandte sich an seinen Nebenmann. »Das sind die Terranauten, von denen ich erzählt habe. Jetzt können sie selbst für ihre Sache sprechen.«

Der Ältere nickte langsam und winkte dann.

»Kommt herauf.«

Lyda hatte den Eindruck, daß nicht sonderlich viel Begeisterung in seiner Stimme lag, und plötzlich verstärkte sich ihr ungutes Gefühl. Den etwa fünfzigjährigen Mann umgab eine unsichtbare Aura von Autorität, die man zwar spüren, aber nicht näher erfassen konnte. Wenn sie sich nicht völlig täuschte, dann hatte das Wort dieses Mannes für die übrigen Surinen ein nicht unerhebliches Gewicht.

Sie stiegen die in den Stein gehauenen Stufen empor, und mit jedem Zentimeter Höhenunterschied, den sie überwanden, schien sich auch der Pulsschlag der Narianerin zu beschleunigen. Auch hier fühlte sie den Respekt, der ihr von den Sitzenden entgegengebracht wurde, sobald sie ihre Narben gesehen hatten. Es war ihr unangenehm, aber sie achtete nicht darauf.

Ennerk Prime räusperte sich, dann trat er an die Seite des Fünfzigjährigen, der sie alle aufmerksam musterte. Aschan Herib schüttelte den Kopf.

»Nein«, bat er und sah Lyda an. »Sie soll sprechen.«

Prime wirkte überrascht, dann trat er zur Seite und machte der jungen Frau Platz, in deren Hals plötzlich ein Kloß zu stecken schien. Es widersprach ihrem ganzen Wesen, hier eine Rede zu halten. Und die alles entscheidende Bedeutsamkeit ihrer Worte waren nicht dazu angetan, sie sicherer werden zu lassen.

Sie warf einen Blick zu Credock, der ihr aufmunternd zunickte, dann holte sie tief Luft und begann.

*

»Jetzt habt ihr alle Einzelheiten unseres Plans gehört«, schloß sie ein wenig heiser. Sie merkte gar nicht mehr, daß achttausend Augenpaare auf sie gerichtet waren. »Es *gibt* eine Möglichkeit, von diesem Planeten zu fliehen. Es ist möglich, Surin oder, wie die Grauen sagen, Sarym wieder zu verlassen, zurückzukehren in das Sternenreich. In gut zwei Wochen wird das Raumschiff zurückkehren, und mit einer Loge aus

Mittlern sollte es möglich sein, das Eigenbewußtsein des mutierten Computers zu kontakten und es zu veranlassen, diese Welt anzusteuern und einige von uns aufzunehmen. Wir werden dann zu den anderen Terranauten zurückkehren und ihnen berichten. Und bald darauf könnt ihr alle wieder frei sein.«

Sie legte eine kurze Pause ein und ließ ihren Blick umherschweifen. Viele der Unterhaltungen waren verstummt; einige Surinen waren damit beschäftigt, hastig ihre Worte weiterzugeben. Auch weiter hinten legte sich die Unruhe. Alle waren gespannt.

»Aber«, rief Lyda, »es geht hier nicht nur um euch. Es geht um alle Menschen auf den Welten des Sternenreiches. Max von Valdec wird, wenn ihm kein Einhalt geboten wird, seine Macht immer weiter ausdehnen. Die Grauen Garden sind in seinen Händen nur ein Instrument zur Durchsetzung der Kaiser-Interessen – und damit seiner eigenen. Wenn es keinen oder nur einen sehr schwachen Widerstand gibt, wird er vor nichts zurückschrecken, vor keiner Barriere haltmachen. Noch sind wir Terranauten sehr wenige, und die große Verhaftungs- und Verfolgungswelle, der auch einige von euch zum Opfer gefallen sind, hat uns sehr geschwächt. Aber mit euch allen, mit eurer Unterstützung, wären wir einen Riesenschritt vorwärts gekommen.«

Sie holte tief Luft. »Denkt an das, was mit euch geschah, wenn es ansteht, eine Entscheidung zu treffen. Denkt an das Schicksal eurer Kinder, eurer Männer, eurer Frauen. Denkt an die Unzähligen, die auf den Kolonialwelten für einen Hungerlohn arbeiten, weil ihnen das Konzil den größten Teil der Früchte ihrer Arbeit vorenthält. Denkt an die Zukunft der Menschen überhaupt und die Gefahren, die Valdecs Kaiserkraft heraufbeschwört.«

Sie zögerte noch einen Augenblick, dann trat sie zur Seite und ließ sich auf einer steinernen Platte nieder. Ihre Hände zitterten, und sie verbarg sie unter ihren Oberschenkeln.

»Gut gemacht«, raunte ihr Vangralen zu. Sie nickte nur und registrierte, daß sich jetzt wieder der Fünfzigjährige erhoben hatte. Der Surine sah sie einen Augenblick an, dann wandte er sich an die Menge.

»Mein Name ist Orrogan Gelot«, sagte er rauh und mit einer Kraft, die die Narianerin ihm nicht zugetraut hätte. »Ihr kennt mich alle. Mein Name ist bekannt auf Surin.« Er betonte die hier geläufige Bezeichnung für den Gefängnisplaneten in einer Weise, die Lyda und die anderen Terranauten aufhorchen ließ.

»Bereits seit hundertzwanzig Jahren gibt es Gelots auf Surin. Und

nicht nur Gelots. Viele andere Namen sind ebenso bekannt.«

Er räusperte sich. »Die Worte der Terranautin, die sich für uns zusammen mit ihren Gefährten in Gefahr begeben hat, waren aufrichtig und ehrlich. Sie ist überzeugt von dem, was sie gesagt hat. Aber«, er warf einen kurzen Blick zur Seite, »sie kennt uns Surinen nicht. Und sie kennt Surin nicht. Einige tausend von uns sind hier geboren, hier aufgewachsen, haben nie etwas anderes gesehen. Was sind für sie die Grauen Garden, was ist für sie das Konzil? Nur Begriffe, die ihnen nichts bedeuten.«

Zustimmendes Gemurmel drang an ihre Ohren, das Lyda eine Gänsehaut den Rücken hinabjagte.

»Wir leben hier auf Surin!« rief Gelot und hob beide Arme. »Dies ist unsere Welt, unsere Heimat. Nicht irgendein Planet. Nicht nur ein verblassender Name. Dies ist unser Zuhause, und warum sollten wir unser Zuhause verlassen? Warum sollten wir Geborgenheit und Sicherheit gegen eine unsichere Zukunft eintauschen, wie die junge Terranautin selbst gesagt hat?«

Die Zustimmung verstärkte sich. Viele Surinen nickten bestätigend. Ennerk Prime fluchte leise vor sich hin.

»Wir sind keine Terranauten!« fuhr Gelot eindringlich fort. »Wir sind Surinen. Auch wenn in diesem Sonnensystem eine Überwachungsstation existieren soll«, sein Tonfall machte seine Skepsis deutlich, »solange sich die Grauen nicht einmischen, gehen sie uns nichts an. Und sie haben sich noch nie eingemischt. Ja, wir erfahren sogar erst von euch«, ein scharfer Blick in Richtung der Terranauten, »daß sie existieren sollen. Mehr als hundert Jahre hatten wir Ruhe, und so soll es auch bleiben.«

Lyda Mar achtete nicht auf die Rufe aus der Menge, trat an die Seite Orrogan Gelots und hob ebenfalls die Arme. Langsam kehrte die Ruhe zurück. Sie fühlte eine seltsame Kälte in sich, eine Kälte, die auch ihre Unsicherheit vertrieb. Sie mußte alles auf eine Karte setzen, wenn sie nicht unterliegen wollte. Orrogan Gelot war ein Mann, der genau wußte, was er wollte, und der auch über die rhetorischen Fähigkeiten verfügte, das durchzusetzen.

»Hört mich an«, bat sie. »Niemand will euch zwingen, mit uns zu gehen. Aber nicht alle von euch sind hier auf Sarym geboren.« Auch sie betonte den Planetennamen. »Viele sind erst seit einigen Jahren hier, und für sie ist das Sternenreich kein leerer Begriff. Sie wissen, was es bedeutet, von den Grauen Garden gejagt zu werden.«

Sie atmete schwer. »Diejenigen, die sich uns nicht anschließen wollen, verurteilen wir nicht. Es ist in der Tat eine unsichere Zukunft,

die die erwartet, die in den Widerstand gehen. Aber ein Widerstand ist nötig! Und ihr, die ihr hierbleiben wollt, dürfte uns nicht die einzige Möglichkeit rauben, die wir haben, dieses planetare Gefängnis zu verlassen!«

Tiefes Schweigen breitete sich aus.

»Wenn wir euch diese Möglichkeit bieten, wenn wir zulassen, daß ihr von dieser Welt flieht, dann ist es auch mit uns Surinen zu Ende«, sagte Gelot ruhig. Beschwörend fuhr er fort: »Sie sagt selbst, daß eine Überwachungsstation existiert. Wenn dem so ist – wer will dann glauben, daß ihre Flucht von den Grauen unbemerkt bleibt? Und was geschieht wohl, wenn man in dieser Station die Flucht festgestellt hat? Die Grauen werden hier auf Surin landen. Sie werden ein in sich geschlossenes Lebenssystem vorfinden – und es zerstören. Sie werden feststellen, daß wir unsere Umwelt mit Bio-PSI beeinflussen können – und es unterbinden. Sie werden unserer Existenz die Grundlage rauben. Nein«, er schüttelte den Kopf, »es ist unmöglich, daß wir dann so weiterleben können wie bisher. Entweder wir entschließen uns alle zu einer Flucht oder niemand. Wer von euch aber, so frage ich, will unsere Sicherheit und Geborgenheit aufgeben?«

Lyda wußte, daß sie es jetzt auf keinen Fall zu einer Abstimmung kommen lassen durfte. Genau darauf spekulierte Orrogan Gelot. Aber was sollte sie sagen?

»Gelot behauptet«, erwiderte sie und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, »Sarym wäre sicher; hier wärt ihr geborgen, vor dem Konzil und den Grauen sicher. Aber ist das tatsächlich so? Dies ist nicht der einzige Gefängnisplanet. Auf allen anderen solchen Welten, von denen wir gehört haben, können die Gefangenen nur dahinvegetieren, nicht einmal *leben.* Sarym dagegen bietet Lebensbedingungen, die für Menschen nahezu ideal sind. Ein Zufall? Nein, ganz sicher nicht. Bevor eine Welt dazu benutzt wird, um mißliebige Elemente kaltzustellen, wird sie genau getestet. Glaubt mir, die Beeinflußbarkeit der Pflanzen muß den Grauen bekannt sein. Sie sind ganz sicher nicht dumm! Und ihnen kann auch nicht entgangen sein, daß die hiesige Ökologie zumindest zum Teil künstlich umgestaltet worden sein muß. Von wem, sei dahingestellt.

Wie wir von Gelot wissen, lebt seine Familie bereits seit mehr als hundert Jahren auf Sarym. Damals aber waren Treiber ungeheuer wertvoll für die interstellare Raumfahrt. Warum sind damals schon solch wertvolle Kräfte einfach hierherdeportiert worden? Ein Zufall?

Ebenfalls seit mehr als hundert Jahren verschwinden immer wieder Gefangene. Scheinbar lösen sie sich in Luft auf – und die meisten

werden nie wiedergesehen. Wir waren Zeuge eines solchen Vorgangs und haben auch einen der seltenen Fälle miterlebt, daß ein Verschwundener wieder aufgetaucht ist. Er hat den Verstand verloren. Wodurch? Alles Zufall? Eure Mitmenschen verschwinden – und Gelot behauptet, Surin gäbe euch nichts als Sicherheit und Geborgenheit. Tatsächlich? Er behauptet, die Grauen hätten euch bisher in Ruhe gelassen. Haben sie das wirklich? *Haben sie das wirklich?«*

Sie war von ihrer eigenen Schlußfolgerung überrascht. Irgendein Bild war in ihrer Vorstellung entstanden, aber jetzt, als sie sich darauf konzentrieren wollte, verblaßte es wieder.

Die zuhörenden Surinen wurden unruhig. Gelot räusperte sich und lächelte gezwungen.

»Eine interessante Vermutung. Aber zum Glück nichts weiter als Spekulation. Surin ist kein Paradies, niemand würde das behaupten. Und überall geschehen Unfälle.«

Plötzlich kniff er die Augen zusammen. »Ich behaupte, daß wir hier auf´ Surin sicher sind vor dem Zugriff der Grauen, sicher vor dem Konzil und Max von Valdec. Wir leben ein ruhiges und bescheidenes Leben, und dabei soll es bleiben.« Er lächelte geheimnisvoll. »Sollte ich aber unrecht haben – was ich nicht glaube – und die Vermutung der Terranautin zutreffen, daß unsere Sicherheit hier nur Augenwischerei ist, dann bin ich gerne bereit, meine Zustimmung zu einer Flucht von dieser Welt zu geben. Wie sie sagt, haben wir noch rund zweieinhalb Wochen Zeit. Zeit genug, meine ich, um herauszufinden, wer von uns recht hat.«

Er wandte sich zu den Terranauten um, deren Gesichter nur noch versteinerte Masken waren.

»In einer Legende heißt es, daß die Korallenstadt im Süden für das Verschwinden von Surinen verantwortlich ist. Die Zeit, die euch noch bleibt, reicht für eine Reise dorthin mehr als aus. Findet heraus, ob die Legende der Wahrheit entspricht. Findet heraus, wer von uns recht hat.«

Laute Zustimmung brandete ihnen entgegen. Und spätestens in diesem Augenblick wußten die Terranauten, daß sie verloren hatten.

*

Während die Surinen Orrogan Gelot zujubelten, die Terranauten nur mühsam eine tiefe und alles umfassende Resignation verbergen konnten, schwebten hundert Meter über der achttausendköpfigen Menge vier schwarze, möwenähnliche Vögel. Drei von ihnen ließen

sich spielerisch vom Wind hin und her tragen, stießen ab und zu ein Krächzen aus.

Der vierte unterschied sich von seinen angeblichen Artgenossen äußerlich nicht. Was niemand der Surine und der vier Terranauten wissen konnte, war, daß dieser Vogel mehr als viermal so schwer war wie seine drei Begleiter. Sein Kopf, der auf einem dünnen Hals saß, wandte sich nicht von dem ab, was sich unter ihm abspielte. Seine Augen glitzerten, und ab und zu fiel das Licht Norvos in einem Winkel ein, der einen nahen Beobachter erkennen lassen hätte, daß die vermeintlichen Augen aus einer Vielzahl von schimmernden Einzelfacetten zusammengesetzt waren.

Hochempfindliche Richtmikrofone nahmen jedes einzelne Gespräch unter ihm auf, auch die Erklärungen Lyda Mars. Im Innern des Vogels klickte es verhalten, dann verließ ein Strom von codierten Funkimpulsen seinen Körper.

Irgendwo, weit entfernt, bewegte sich die feine Nadel in der Meßeinheit eines Funk-Empfängers. Eine Gestalt, die davor saß, lauschte mit wachsender Spannung dem Bericht, der aus dem Lautsprecher drang.

ENDE

In der nächsten Woche erscheint als Band 42:

»Der Sammler«

von Harald Münzer

Die Fahrt zur mysteriösen Korallenstadt wird für die vier Terranauten zu einer bösen Überraschung. Die Traumhaken greifen ein, und alles sieht danach aus, als stände hinter dem Verhalten der Insekten eine intelligente Macht. Eine Macht, die auch den im geheimen auf Sarym arbeitenden Kaiser-Leuten unbekannt ist.

Zur gleichen Zeit kommt es im Sonnensystem des Planeten Sarym zu seltsamen Erscheinungen. Ein lebendes Raumschiff, das vor Jahrtausenden von Saryms Nachbarplanet Arioch aus in die Tiefen der Galaxis entsandt wurde, kehrt zurück. Es ist DER SAMMLER. DER SAMMLER findet eine zerstörte Heimat vor. Sein Auftauchen versetzt die gesamte Ökologie von Sarym in Aufruhr. DER SAMMLER beeinflußt auch das Schicksal der auf Sarym festsitzenden Terranauten. In der nächsten Woche erfahren Sie die unglaubliche Geschichte des Sammlers. Lassen Sie sich dieses exotische Science-Fiction-Abenteuer nicht entgehen.